DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 70

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 inkl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 90
Printed in Germany

EISSTURMLAND DES DRACHENKÖNIGS



Nr. 70

Eissturmland des Drachenkönigs

(Apokalypta-Zyklus - 3. Teil)

Das Grauen kam von einer Sekunde zur anderen, und ehe sie begriffen, was eigentlich geschah, war es auch schon zu spät…

Die »Amundsen« befand sich bei klarem Wetter und gutem Wind auf hoher See.

In den nördlichen Breiten wurde sie mit sicherer Hand von Philipe Mache, einem erfahrenen Steuermann, durch die eisigen Klippen gelenkt. Dem Schiffseigner, Pierre Chanel, einem abenteuerlustigen, finanzkräftigen jungen Mann kam es darauf an, mit einfachsten Mitteln eine Seereise Richtung Nordpol zu unternehmen und unter Beweis zu stellen, daß schon sehr früh Völker bis zu den Polkappen vorgedrungen waren.

Seine Theorie wurde allgemein verlacht.

Warum Chanel ausgerechnet nach einem Südpolforscher, dem Norweger Amundsen, seinen Viermaster getauft hatte, obwohl er zum Nordpol vorstieß, blieb wohl für alle Zeiten ein unerfindliches Rätsel.

Am Abend dieses Tages – sie waren alle bei bester Stimmung, und Janine Francoise, die hübsche Journalistin des ›Paris Jour‹ hatte sich auf den Weg in ihre Kabine gemacht, um etwas zu holen – geschah es.

Die ersten Eisberge tauchten auf. Wahre, zerklüftete Riesen ragten gen Himmel und veränderten die Welt ihrer Eindrücke.

Das Schiff bewegte sich nur noch mit wenigen Knoten Geschwindigkeit. Nur zwei Segel waren aufgezogen, die sich leicht blähten. Die ›Amundsen‹ verfügte – für den Notfall und zur Sicherung wissenschaftlicher Erkenntnisse – über einige Armaturen an Bord, darüber hinaus war sie mit einem Funkgerät ausgerüstet. Dies hatte einige Gegner Chanels zu spitzen Bemerkungen veranlaßt, daß er wohl doch selbst nicht an seine phantastische Idee glaube.

Mit einem Zusatzmotor, wie einer dieser Kritiker sarkastisch bemerkte, war die ›Amundsen‹ allerdings nicht versehen. Davon hätte er sich höchstpersönlich überzeugt.

Die Männer an Bord waren heiter und machten Scherze. Aufnahmen wurden geschossen, Eintragungen in Tabellen und Notizbücher vorgenommen. Von der ersten Stunde an sollte alles genau vermerkt sein. Vor allem wurde die Route in speziell für diesen Zweck gezeichnete Karten eingetragen, eine Route, die Pierre Chanel in eine von ihm bestimmte Region bringen würde. Im ewigen Eis wollten sie Ausgrabungen machen und hofften, eingefrorene Zeugnisse zu finden, die bewiesen, daß verschwundene Eskimovölker und sogar die Wikinger schon von diesem ›Eisland‹ wußten…

Doch es kam alles ganz anders. Mit dem Monster…

»Piieerrre!« brüllte Jean, ein junger Wissenschaftler noch.

Dann ging es auch schon drunter und rüber.

Das Wasser in unmittelbarer Nähe der ›Amundsen‹ stieg steil empor, wurde hochgeschossen wie von einem Wal. Dann kam das

Ungeheuer aus der Tiefe, groß wie ein Berg, schnaubend und prustend, und seine gewaltigen Klauenhände klatschten auf die wildbewegte Wasseroberfläche und versetzten sie in noch stärkere Bewegung. Das Expeditionsschiff schaukelte wie eine Nußschale auf den eisigen Wellen.

Die Menschen, die an Deck versammelt waren, glaubten ihren Augen nicht trauen zu können. Doch keiner von ihnen sollte je die Gelegenheit mehr finden, über das in der Öffentlichkeit zu sprechen, was sie hier erlebten.

Die gewaltigen Klauen der Bestie packten das Schiff, als wäre es ein Spielzeug, und schleuderten es durch die Luft. Die war rundum plötzlich von dichtem Schneetreiben erfüllt, das aus dem Boden und den zerklüfteten Eisbergen zu kommen schien und alles einhüllte wie in undurchdringlichen Nebel.

Die Menschen schrien, aber niemand hörte sie.

Sie spürten kaum noch den Aufschlag der ›Amundsen‹, die über den eisigen Boden rotierte, die auseinanderbrach, von der ganze Stücke durch die Luft wirbelten, als würden unsichtbare Hände sie wie ein wildes, unbezähmbares Tier zerfetzen.

Die Menschen an Deck suchten verzweifelt nach einem Halt – und fanden ihn nicht. Einige wurden wie lästige Insekten über Bord geschleudert, andere knallten gegen die Deckaufbauten, an die Reling und verloren sofort das Bewußtsein.

Auch Janine Francoise, die nicht mal mehr zum Schreien kam. Noch in ihrer Kabine wurde sie ohnmächtig.

Und das war gut so. Für alle…

Niemand mehr konnte sehen, was mit dem zerstörten Schiff, nur noch ein Wrack, nun weiter geschah.

Es sank ein in den steinharten, eisigen Boden, immer tiefer, als ob ein heißes Messer in einen Butterblock dringe.

Das Eis selbst war plötzlich nur noch wie Dunst, in den die zertrümmerte ›Amundsen‹ stürzte.

Die Welt rundum veränderte sich.

Sie hatte sich schon vorher verändert, doch unmerklich für die Beobachter auf dem Schiff, für die Instrumente, die in dieser Region die Anwesenheit elektro- und erdmagnetischer Wellen von unvorstellbarem Ausmaß nicht registrierten.

Die Eisformationen veränderten sich in rascher Folge. An ihrer Form, ihrer Größe konnte man Werden und Vergehen ablesen.

Alles ereignete sich wie in einem Film, der im Zeitraffertempo projiziert wurde.

Jahrhunderte vergingen, Jahrtausende, Jahrhunderttausende…

Die ›Amundsen‹ versank in der Zeit. Sie hatte sich davor schon aus dem normalen, sie umgebenden Bereich unmerklich gelöst.

Sie geriet in eine andere Eiswelt, in das Eissturmland des Drachenkönigs…

*

Die Nacht hüllte ihn ein wie ein Mantel.

Schwarz und bedrohlich wirkten die gewaltigen Wolkenberge über ihm. Sie ließen keinen Lichtstrahl von den Sternen oder vom Mond auf die Erdoberfläche herab.

Und das war gut so. Für den Mann, der sich wie ein Schatten durch die Dunkelheit bewegte, hätte es keinen besseren Schutz in dieser Stunde geben können.

Joe Brownen, fünfunddreißig Jahre alt, von kräftiger Statur und aussehend wie ein Preisboxer, war der Starreporter der Evening Times, für die er seit zehn Jahren schrieb und fotografierte.

Brownen war bekannt dafür, daß er heiße Eisen anpackte und die Dinge beim Namen nannte.

Im Moment interessierte ihn das geheimnisvolle Geschehen, das sich vor kurzem auf der ›Conetti-Farm‹ abspielte.

Bei dieser Gelegenheit hatten nachweislich alle auf der Farm befindlichen Menschen auf rätselhafte Weise den Tod gefunden und waren verschwunden. Doch nicht nur sie. Auch die Pferde, die der Farmer Donovan Conetti besessen hatte, waren von Stund’ an verschwunden.

Die Familie Conetti selbst war bis auf den letzten Sproß ausgerottet worden.

Donovan Conetti, seine Frau Jennifer und seine Tochter Liza hatte man aus einem ausgebrannten Auto geborgen, das mit hoher Geschwindigkeit quer über Ackergelände gefahren und schließlich gegen eine Felswand geprallt war.

Die rätselhaften Vorfälle im Hinterland, rund zwanzig Meilen von der nächsten bewohnten Farm entfernt, hatten viel Staub aufgewirbelt. Es gab keine vernünftige Erklärung, weshalb alle Bewohner verschwunden oder, wie im Fall der Conettis, zu Tode gekommen waren.

Der Reporter streifte durch die Nacht und kam sich dabei einsam und verlassen vor. Weit und breit war kein Mensch.

Da gab es nicht mal ein Rascheln in den Bäumen, nicht das geringste Geräusch, das auf die Nähe eines Insektes, eines Vogels, einer Maus oder Ratte hätte schließen lassen. Selbst die Tiere hatten diesen ungastlichen Ort verlassen.

Brownen konnte sich selbst eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, obwohl er sich Mühe gab, es zu unterdrücken.

Er näherte sich dem Hauptgebäude der Farm, wo die

Eingangstüren von der Polizei versiegelt worden waren. Über die eingeschlagenen Fenster hatte man kurzerhand einige Bretter genagelt, um zwielichtiges Gesindel davon abzuhalten, das Haus zu plündern.

Alles stand noch darin. Und es war so, wie die Polizei es nach ihrem Eintreffen vorgefunden hatte.

Das Innere des Wohnzimmers sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Sessel und Couch waren aufgeschlitzt, das Polstermaterial lag überall im Raum verstreut.

Brownen konnte dies deshalb so gut sehen, weil er den Lichtstrahl seiner Taschenlampe durch die Ritzen zwischen den Bretterverschlägen führte, und der Strahl wie ein breiter, zitternder Geisterfinger über die leblosen Gegenstände wanderte.

Unheimliche Stille…

Nein – doch nicht!

Da war etwas!

Der breitschultrige, wie ein Athlet wirkende Reporter löschte sofort die Lampe und drehte sich langsam um.

Brownen preßte sich mit dem Rücken fest gegen die Hauswand und lauschte in die Nacht.

Jetzt herrschte wieder Stille.

Der Mann ließ den Blick in die Runde schweifen, und es schien, als wolle er die finsteren Ecken und Winkel des großen Hofes und der Wirtschaftsgebäude und Ställe drüben auf der anderen Seite mit seinen Blicken durchbohren.

Hielt sich außer ihm in dieser Stunde noch jemand auf der Farm auf?

Besondere Hinweise hatte er jedenfalls nicht entdeckt, obwohl er die Umgebung bei seiner Annäherung aufmerksam beobachtet hatte.

Aber der andere – wer immer es auch sein mochte – konnte genauso vorgegangen sein wie er. Absichtlich hatte Joe Brownen seinen Wagen rund eine Meile außerhalb des Farmgeländes, abseits von der Straße, hinter Büschen abgestellt und war dann zu Fuß durch die Nacht gegangen, um einem eventuell unliebsamen Beobachter keine Gelegenheit zu geben, ihn zu sehen.

Nun schien es, als ob seine Vorsichtsmaßnahmen sich auszahlen würden.

Die Geräusche – leise Schritte – kamen von der anderen Seite der Farm.

Brownens Miene wurde hart. Er lief an der Hauswand entlang, unwillkürlich zog er dabei den Kopf zwischen die Schultern, um in verkleinertem Zustand nicht wahrgenommen zu werden.

Doch eine solche Gefahr bestand überhaupt nicht. Die absolute Finsternis, die rundum herrschte, war der beste Schutz, den er sich

denken konnte.

Die sternen- und mondlose Nacht kam ihm nur gelegen.

Gab es einen weiteren Interessenten, der aus gutem Grund die Vorgänge hier unter die Lupe nehmen wollte und dabei ebenfalls die Nacht nutzte – oder hatte der Sheriff einen Mann abgestellt, der von Zeit zu Zeit patrouillierte, um zu sehen, ob noch alles unverändert war?

Brownen durchquerte den nächtlichen Hof. Der fünfunddreißigjährige Journalist erreichte ungeschoren die andere Seite und schlich an der Wand des Wirtschaftsgebäudes entlang, sich dem leisen Geräusch nähernd.

Es kam aus einer Bodensenke, die mehr als fünfzig Meter von dem Gebäude entfernt lag und sich außerhalb der Umzäunung des Wohnbereiches befand.

Brownen legte auch diese Strecke zurück, ohne daß sich etwas ereignet hätte.

Unter normalen Umständen wäre er auch auf dieses leise, ferne Geräusch kaum aufmerksam geworden. Nur die allgemeine Stille und die Nacht waren dafür verantwortlich zu machen, daß er diese Laute überhaupt wahrnahm.

Sie hörten sich auch jetzt nicht mehr wie Schritte an, sondern eher wie leises Kratzen, dem sandiges Rieseln folgte. Ob hinter dem Erdhügel jemand grub?

Mit bloßen Händen?

Joe Brownen konnte sich das zwar nicht vorstellen, aber eine andere Erklärung für das Geräusch fand er nicht, trotz aller Fantasie, die man ihm zuschrieb.

Sich mit Blicken nach allen Seiten sichernd, erreichte er das Gebüsch jenseits des Zaunes, den er übersprang.

Brownen suchte dahinter Schutz, um von dem anderen nicht wahrgenommen zu werden, der sich jenseits des Erdhügels zu schaffen machte.

Des Reporter sah eine dunkle Gestalt, die sich kaum vom nächtlichen Hintergrund und dem gewaltigen, aufgeworfenen Erdreich abhob.

Dann flammte eine Taschenlampe auf.

Nur für einen Augenblick, als fürchte der andere bemerkt zu werden, glitt der helle Lichtkegel durch die Nacht und strich einige Quadratmeter Boden an dem sanft abfallenden Hügel ab. Im Widerschein des Lichtes erkannte Brownen einen hageren, blonden Mann, der Blue Jeans und einen schwarzen Pulli trug, um sich in der Dunkelheit besser zu tarnen.

Er sah auch kurz das Gesicht des Mannes, der sich am Hügel zu schaffen machte und plötzlich zu finden schien, was er suchte.

Dieser Mann war niemand anders als Harry Snickers, ein Kollege vom Konkurrenzblatt ›Star‹.

Um Brownens Lippen spielte ein unmerkliches, erstauntes Lächeln.

Snickers schien die gleiche Idee gehabt zu haben wie er – und doch offensichtlich von einer andere Überlegung ausgegangen zu sein.

Im Gegensatz zu Brownen, der nur eine Intuition dafür gehabt hatte, hier mal nach dem Rechten zu sehen – schien Harry Snickers eine ganz genaue Vorstellung zu besitzen, wo er suchen mußte!

Was aber suchte er?

Harry Snickers, der so vorsichtig zu Werke gegangen war, schien in diesen Sekunden, da er es fand, seine Vorsicht vollkommen zu vergessen.

Ein leises, überraschtes Pfeifen kam sogar über seine Lippen.

»Da ist's«, entrann es ihm. »Ich hab's gefunden… mein Gott… es ist also wirklich… wahr…«, stammelte er.

Er ging in die Knie, ließ seine Taschenlampe auf das lockere Erdreich fallen und grub dann mit beiden Händen aufgeregt in der lockeren, krumigen Erde, als wäre er ein Hund, der einen Knochen ausbuddelte.

Was aber zum Vorschein kam, war kein Knochen, sondern die Klinge eines breiten Schwertes.

Es war – pechschwarz. Wie die Nacht…

Mit beiden Händen hob Harry Snickers das Schwert aus dem Boden, hielt es wie einen kostbaren Gegenstand, den er opfern wollte, auf seinen Handinnenflächen, und sein schmales, knochiges Gesicht nahm einen beinahe verklärten Ausdruck an.

Joe Brownen wagte nicht sich zu bewegen.

Was hatte das alles zu bedeuten?

Snickers wußte offensichtlich etwas, worüber Brownen keine Ahnung hatte.

Wie war Snickers an dieses Wissen gekommen?

Brownens Gedanken drehten sich rasend schnell wie ein Karussell in seinem Hirn.

Der Reporter, der seinen Kollegen von der Konkurrenz aufmerksam beobachtete, hockte wie versteinert in seinem Versteck und sah, wie Harry Snickers sich langsam aufrichtete. Noch immer hielt er das Schwert auf beiden Händen und starrte wie gebannt darauf, als könne er den Blick nicht mehr davon lösen.

Plötzlich riß der Himmel über ihnen auf.

Das Wolkenmeer brodelte, als ob ein losbrechender Orkan die Wolkenberge auseinandertriebe.

Ein Spalt entstand, und dann war das rasche Galoppieren eines sich nähernden Pferdes hörbar.

Brownen war überzeugt davon, daß in diesem Augenblick jemand

auf das nächtliche Farmgelände ritt, von dem sie beide nichts wußten. Außer Harry Snickers und Joe Brownen gab es nun eine dritte Person – und dadurch wurde nur noch alles undurchsichtiger und gespenstiger.

A iatt…

Aber das Pferdegetrappel kam gar nicht vom Hof her, sondern direkt – aus dem Firmament über ihnen!

Brownen riß den Kopf empor.

Was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

Aus den wirbelnden, aufreißenden Wolken preschte ein Reiter. Der war so schwarz wie die Atmosphäre rundum und wirkte wie ein finsterer, unwirklicher Schemen, wie der Schatten eines Schattens…

Mit dem Näherkommen hoben sich seine Umrisse schärfer gegen den Nachthimmel ab; deutlich war das höllische Reittier mit den glühenden Augen zu erkennen und die schwarze Rüstung zu sehen, in der der unbekannte Reiter steckte.

Er jagte direkt auf Harry Snickers zu.

Der stand wie zur Salzsäule erstarrt.

Noch' immer hielt er das Schwert in der Hand, starrte wie hypnotisiert nach oben und gab dann einen markerschütternden Schrei von sich, der schaurig durch die Nacht drang und als Echo verhallte.

»Neeeiiinnn!« schrie Snickers.

Er warf sich herum, während Brownen atemlos vor Entsetzen und einer inneren Spannung, die er nie zuvor erlebt hatte, zu Boden ging, sich an die krumige Erde preßte und am liebsten darin versunken wäre, um nicht sehen zu müssen, was sich vor seinen Augen abspielte.

Doch er konnte den Blick nicht wenden von den Dingen, die vor seinen Augen abrollten wie die Szenen auf einer Filmleinwand.

Der Reiter war direkt über Harry Snickers. Die Vorderhufe schlugen gegen den Kopf des Reporters.

Der flog zurück, als hätte ein Dampfhammer ihn getroffen. In hohem Bogen sauste das schwere Schwert über seinen Kopf und bohrte sich in die lockere, weiche Erde.

Snickers lag für einen Augenblick benommen, und es schien, als ob es ihm gelänge, diese Benommenheit abzustreifen.

Doch der Gegner, der im wahrsten Sinn des Wortes wie ein Spuk aus dem nächtlichen Himmel gekommen war, erstickte diese Absicht im Keim. Bei vollem Lauf des Tieres beugte er sich seitlich vom Pferd, griff nach dem Schwert und riß es empor.

Verschreckt und ungläubig beobachtete Joe Brownen, daß das Reittier noch immer nicht den Boden berührte. Es schwebte etwa einen halben Meter über ihm.

Der schwarze Reiter, zu dem das schwarze Schwert paßte, als hätte

es ihm nur noch gefehlt, riß sein Tier in der Luft herum, jagte auf den am Boden Liegenden zu und stieß sein Schwert in den Leib des halb Bewußtlosen.

Der bekam von allem nichts mehr mit.

Nicht einmal ein Schmerzens- oder Todesschrei entrann seiner Kehle.

Harry Snickers war auf der Stelle tot.

*

Joe Brownen hatte das Gefühl, als ob jemand mit beiden Händen seine Kehle pressen würde.

Er lag auf dem Boden, starrte hinüber auf den sanft abfallenden Hügel und sah, wie der schwarze Ritter sich erneut vom Pferd beugte und den Toten quer vor sich über den Rücken des Pferdes zog. Dies gab ihm Kenntnis davon, über wieviel erstaunliche und übermenschliche Kraft der Mörder verfügte.

Der Ritter schob sein Schwert in die Scheide, packte sein Pferd am linken Zügel, riß es herum und jagte dann genau auf das Gebüsch zu, hinter dem Brownen kauerte.

Der Reporter glaubte, das Herz würde ihm aus der Brust gerissen.

Flach lag er auf dem Boden, den Atem anhaltend, und war in diesen Sekunden unfähig zur geringsten Bewegung.

Dies rettete ihm das Leben, wie er wenig später feststellen konnte.

In weitem Bogen stieg der Reiter empor in den nächtlichen Himmel, schwebte davon wie eine Erscheinung und tauchte in den zerfetzenden Wolkenbergen unter.

Das Geräusch des Galoppierens verebbte.

Alles war wieder wie zuvor.

Joe Brownen, ein knallharter Bursche, der mit beiden Füßen im Leben stand, brauchte einige Minuten, um das Grauen loszuwerden, das ihm die Kehle zuschnürte.

Was er erlebt hatte, glich einem Alptraum, einer Vision aus einer anderen, grausamen Welt…

Von Harry Snickers war nicht mehr zurückgeblieben als die Taschenlampe, die immer noch strahlte, und einige Blutstropfen, die im Erdreich versickerten.

Da waren die Spuren, der Eindruck, den Snickers’ Körper im Boden hinterlassen hatte, da gab es das aufgewühlte Erdreich, das mit den Hufen des höllischen Reittieres Bekanntschaft gemacht hatte.

Joe Brownen kam sich vor wie ein Schlafwandler, als er Zentimeter für Zentimeter den Boden absuchte und seine Gedanken anfingen, sich selbständig zu machen.

Ohne sein Dazutun, durch reinen Glückszufall war er Zeuge

geworden, auf welche Weise Snickers starb und schließlich davongeschafft wurde.

Genauso mußte es mit den Angehörigen der Farm passiert sein!

Brownen hegte nicht mehr die geringsten Zweifel.

Welche unheimlichen Dinge gingen hier vor?

Das Auftauchen des schwarzen Ritters hatte mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet.

Brownen grub mit bloßen Händen den Boden auf, wo auch Snickers gegraben hatte.

Er wußte selbst nicht, wie er dazu kam. Tief im Innern seines Bewußtseins hegte er den Gedanken, daß es vielleicht möglich war, noch mehr zu finden als das Schwert.

Immer wieder irrte sein Blick in den nächtlichen, sternenlosen Himmel, und er lauschte auf das Galoppieren, das in seinen Ohren nachklang.

Er war gewarnt. Im Gegensatz zu Snickers, der von dem Unheimlichen aus der Nacht überrumpelt worden war.

Brownen fand weder ein Schwert, noch sonst etwas. Auch der Reiter tauchte – zum Glück – nicht mehr auf. Der Reporter war ständig aufs äußerste konzentriert and bereit, sofort die Flucht anzutreten, wenn das geringste Zeichen auf eine drohende Gefahr wies.

Doch alles blieb still…

Joe Brownen suchte das ganze Farmgelände ab. Dies nahm zwei volle Stunden in Anspruch.

Er fand nichts, was ihm auf irgendeine Weise hätte weitergeholfen oder was der Polizei und dem Sheriff nicht bekannt geworden wäre.

Es schien, als sollte die »Conetti-Farm« das Rätsel bewahren, das sie den Menschen gestellt hatte, die damit in Berührung gekommen waren.

Aber daß dies nicht so blieb, hatte Brownen sich vorgenommen. Doch unverrichteterdinge mußte er wieder abziehen.

Unverrichteterdinge?

Da war der Vorfall mit Harry Snickers. Alles schien ihm wie ein Traum. Hatte er sich das Ganze nur eingebildet? Hing es damit zusammen, daß er sich nun mehrere Nächte um die Ohren geschlagen und tagsüber nur wenige Stunden geschlafen hatte?

Die Recherchen im Fall »Conetti« hatten ihn bisher viel Zeit gekostet.

Tag für Tag war er auf Achse gewesen, hatte Freunde und Bekannte der Familie gesprochen und versucht herauszufinden, mit wem die Conettis sich in der letzten Zeit besonders oft getroffen hatten.

Gab es irgendwelche Anzeichen dafür, daß das Leben der Familie

sich in der letzten Zeit von jenem unterschied, das sie davor führten?

Nein! Außer einem Besucher, einem gewissen Stan Olson, der aus Philadelphia stammte und bei den Conettis einen Besuch abstattete, war alles wie vorher. Und auch Olson war wie die Mitarbeiter der Farm spurlos verschwunden.

»Spurlos verschwunden…«

Diese beiden Worte klangen in ihm nach wie ein Echo. Er selbst hatte gesehen, wohin die Spur führte. In die dunkle Nacht, in das Reich der Geister und Dämonen…

Der einsame Wanderer verließ das Farmgelände, lief die geradeausführende Straße in die Nacht und kam wieder zu der Stelle, wo sein Fahrzeug versteckt parkte.

Joe Brownen setzte sich ans Steuer, atmete tief durch und ließ die Zentralverriegelung einschnappen.

Damit waren alle vier Türen von außen gesichert.

Brownen kehrte in dieser Nacht noch nach Hause zurück.

Es war drei Uhr, als er müde und erschöpft seine Wohnung in dem neunstöckigen Apartmenthaus erreichte, sich noch einen Whisky eingoß, den mit einem Schluck kippte und sich dann sofort fürs Bett fertigmachte.

Er versuchte, innerlich zur Ruhe zu kommen und all die Dinge zu ordnen, die ihn im »Conetti-Fall« beschäftigten.

Er war aufgeregt und verängstigt. Das letztere mußte er sich mit einem unguten Gefühl eingestehen.

Das Geschehen um Harry Snickers ging ihm nicht aus dem Kopf.

Was für ein Schwert hatte Snickers da gefunden? War das der Grund gewesen, weshalb der offensichtlich ursprüngliche Besitzer gekommen war, um es ihm abzunehmen?

Irgendwoher mußte Snickers doch einen Tip bekommen haben…

Brownen war bekannt dafür, daß er hartnäckig am Ball blieb, wenn ihn mal eine Sache wirklich interessierte.

Und in diesem Fall würde er ebenfalls nicht eher aufgeben, als bis er völlig klarsah. Für alles gab es eine Erklärung. Das ließ er sich nicht nehmen.

Er schloß die Augen und atmete tief durch. Er versuchte endlich Schlaf zu finden.

Unruhig wälzte er sich jedoch von einer Seite auf die andere und wurde von Alpträumen geplagt. An einen tiefen, erholsamen Schlaf war nicht zu denken.

Immer wieder sah er sich in fremdartige Welten versetzt, schwarze Ritter jagten auf ihn zu und durchbohrten ihn mit ihren Schwertern.

Dann erwachte er jedesmal schweißgebadet, richtete sich im Bett auf und war froh, in seinem sicheren Zuhause zu sein.

Kaum hatte er wieder die Augen geschlossen, und sein erschöpfter

Organismus suchte den Schlaf, fingen die schrecklichen Träume wieder an.

Er sah Welten und Farben, wie er sie nie zuvor erblickt hatte. Er hatte das Gefühl, über eine sumpfige Landschaft zu gehen. Überall gurgelte und brodelte es, ein galoppierendes Geräusch mischte sich darunter und dröhnte in seinem Schädel.

Die Luft war stickig und heiß. Dichte Nebelschwaden wälzten sich über den gurgelnden Boden.

Beklommenheit nahm ihn gefangen.

Erschöpft und kaum noch fähig, sich auf den Beinen zu halten, taumelte Brownen im Traum weiter, wohl wissend, daß unheimliche Verfolger von allen Seiten auf ihn einstürmten.

Dann teilten sich die düsteren Nebel, und die schwarzen Schemen der Ritter tauchten auf. Jeder einzelne von ihnen war mit einem breiten Schwert bewaffnet, dessen Klinge in der lichtlosen Welt keine Reflexe warf.

Er riß den Mund weit auf, schrie wie von Sinnen – und doch kam nicht ein einziger Laut über seine Lippen.

Er floh und merkte in dieser Sekunde, daß er auf der Stelle trat.

Seine Verfolger kamen näher.

Es waren Hunderte – nein, Tausende…

Sie bildeten förmlich eine Gasse, ihre Schwerter kamen in die Höhe, berührten sich über ihm, wurden zum metallenen, klingenden Himmel, der sich auf ihn senkte wie eine riesige, unvorstellbar schwere Stahlplatte, die immer weiter nach unten sackte und nur aus den Klingen der schwarzen Schwerter bestand.

Klirrend schlugen sie aneinander, befanden sich in ständiger Bewegung, und das Klirren wurde so stark, daß es in den Ohren schmerzte und Brownen die Hände hochriß, um sich vor dem schrecklichen Geräusch zu schützen.

Dann berührten die Klingen seinen Kopf, und das Rasseln erfaßte seinen ganzen Körper.

Brownen riß die Augen auf, atmete schnell und flach und fuhr sich mit der Hand über die schweißnasse, fiebernd heiße Stirn.

»Wahnsinn«, murmelte er. »Ich benehme mich wie ein kleines Kind. So was Verrücktes… ich habe Angst in der Dunkelheit…«

Er erkannte sich nicht wieder.

Sein Herz pochte und wollte sich so schnell nicht beruhigen.

Da war es wieder!

Aber diesmal nicht im Traum, sondern direkt in seiner Wohnung…

Die Spannung fiel förmlich von ihm ab.

Das Telefon!

1m Traum hatte er es für das Rasseln der Schwerter gehalten.

Der Mann warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner

Armbanduhr.

Das konnte doch nicht wahr sein.

Vier Uhr morgens…! Er lag noch keine Stunde im Bett, und doch kam es ihm so vor, als ob er sich seit Stunden bemühe, richtigen Schlaf zu finden.

Wie gerädert kam Brownen empor, warf die Zudecke zurück und lief barfuß in den Korridor, wo das Telefon stand.

Er nahm es ab. »Ja? Hallo?« meldete er sich mit belegter Stimme.

»Sie sind Mister Brownen, nicht wahr?« antwortete es am anderen Ende der Strippe.

Es war eine klare, kühl klingende Stimme, und im ersten Moment wußte Brownen nicht, ob er sie einer Frau oder einem Mann zuordnen sollte.

»Ja. Am Apparat.«

»Das ist gut. Es ist immer gut, wenn man gleich mit den Leuten sprechen kann, die wissen, worauf es ankommt…«

Dann entstand eine kleine Pause.

Joe Brownen war hellwach. »Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir? Mitten in der Nacht?«

»Mitten in der Nacht ist gut! Es ist vier Uhr morgens… In Ihrem Beruf kommt es vor, daß Sie bis in die frühen Morgenstunden unterwegs sind und dann meistens tagsüber schlafen. Normalerweise hätte ich nicht vorgehabt, Sie aus dem Bett zu werfen. Aber heute ist das ja anders. – Sie interessieren sich doch so sehr für den ›Conetti-Fall‹, nicht wahr?«

»Okay«, entgegnete der Reporter dumpf.

Da erlaubte sich jemand einen Scherz. In den letzten Tagen war er zu oft unterwegs gewesen, hatte mit zu vielen Menschen gesprochen, als daß er sich jetzt noch hätte daran erinnern können, zu wem diese Stimme wohl paßte. Doch mit Sicherheit war anzunehmen, daß der Anrufer nur in dem Kreis zu finden war, den er während der vergangenen Tage angesprochen hatte.

»Wir wollen Ihnen gern weiterhelfen…«

»Wer sind Sie?« unterbrach Brownen den Sprecher.

»Das tut nichts zur Sache. Noch nicht! Namen sind Schall und Rauch… Wir wollen Ihnen einen Gefallen tun.«

»Wir?« fragte Joe Brownen gedehnt. »Wer ist – wir?«

»Schon wieder stellen Sie Fragen! Das ist nicht gut… Wir meinen es gut mit Ihnen. Aus Erfahrung wissen wir, daß Sie ein hartnäckiger Bursche sind. Sie wissen Ihre Kräfte einzuteilen und Ihre Kenntnisse vorteilhaft zu nutzen. Das soll auch so bleiben. Wir wissen alles über Conetti und können Ihnen das Material geben, das Sie brauchen.«

»Und was steckt dahinter?«

»Nichts weiter als ein Vorschlag.«

»Und wie sieht der aus?«

»Bevor wir Näheres bekanntgeben, zunächst eine Frage. Sie wollen wirklich alles über Conetti wissen, nicht wahr, Brownen?« fragte die kühle, fremde Stimme.

»Ja«, antwortete der Gefragte fest.

»Sie wären zu allem bereit, nicht wahr?«

Die Frage klang lauernd.

»Es kommt darauf an, was Sie unter ›alles‹ verstehen.«

»Ganz einfach. Alles würde auch einen -Mord einschließen, Mister Brownen…«

Der andere sagte das, als handle es sich dabei um die selbstverständlichste Sache der Welt. Der Reporter hatte das Gefühl, eine eiskalte Dusche mitten ins Gesicht zu bekommen. »Mord?« murmelte er gequält. »Sie sind wahnsinnig!? Niemals würde ich…«

»Jeder, der etwas Besonderes will, ist auch bereit, etwas Besonderes zu tun. Wie gesagt, Mister Brownen: Sie können alles erfahren und haben selbst dabei noch den Vorteil, ungeschoren davonzukommen. Genausogut hätte es Ihnen ja gehen können – wie Ihrem Kollegen Harry Snickers…«

Joe Brownen fuhr wie elektrisiert zusammen. »Snickers? Was wissen Sie von Snickers?«

»Zuerst wandten wir uns an ihn. Wir gaben ihm den Tip mit dem Schwert. Das war eine Art Prüfung, wenn man so will… aber Snickers hatte die nicht begriffen. Er glaubte, uns hintergehen zu können. Das war eine Fehleinschätzung. Das Ergebnis haben Sie ja selbst gesehen…«

Joe Brownen schloß die Augen. Seine Lider zitterten. Der Anrufer wußte genau, daß er sich in dieser Nacht fern auf der Conetti-Farm aufgehalten hatte.

Brownen begriff die Welt nicht mehr.

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, und sein Schädel brummte, als hätte sich ein Bienenschwarm darin verirrt.

Wie aus weiter Ferne vernahm er die Stimme an seinem Ohr, und erst nachher wurde ihm bewußt, was sie eigentlich alles gesagt hatte.

»… wir glauben, daß Sie der richtige Mann sind. Wer sich so für den ›Conetti-Fall‹ interessiert – der soll auch die volle Wahrheit erfahren. Der Bericht, den Sie darüber schreiben werden – kommt einer Sensation gleich und wird die Grenze Ihres Denkens sprengen. Ich rufe morgen noch mal an. Dann werden Sie mir mit Sicherheit sagen können, ob Sie die Reise mitmachen… wir haben den Flug für Sie bereits reserviert. Es geht nach Tokio. Wir brauchen nur noch Ihre Zusage…«

»Nach Tokio? Verdammt noch mal – was soll ich denn in Tokio?« rief er plötzlich. »Hallo?« Er schüttelte heftig den Hörer hin und her.

Nur ein dumpfer Summton drang noch an sein Ohr.
Da wurde Brownen bewußt, daß er viel zu spät reagiert hatte.
Der Anrufer am anderen Ende hatte aufgelegt.

*

Sie waren frei – und doch Gefangene. Björn Hellmark, der Mann, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, und seine Freunde befanden sich in einem anderen Teil der Erde, in einer anderen, fernen Zeit.

Sie hielten sich in der Vergangenheit der legendären Insel Xantilon auf, von der ein Bruchteil wieder in der Gegenwart aufgetaucht war.

Björn Hellmark war durch Apokalypta, die »ewige Unheilbringerin«, in das Reich der Vergangenheit gelockt worden. Auf der Suche nach ihm gingen Rani Mahay und Arson, der Mann mit der Silberhaut, in die gleiche Falle.

Ohne zu ahnen, was sie unternahmen, führte Carminia Brado, Hellmarks Geliebte, und deren Pflegesohn Pepe sowie Jim, der Kugelkopf, ein Experiment durch, von dem sie das beste erwarteten.

Die Konstellation der Dinge war jedoch so, daß sie in die gleiche Dimension, die gleiche Zeit geschleust wurden wie zuvor Björn Hellmark und seine Freunde.

Nach einem Abenteuer in der Alptraumstadt Gigantopolis, dem absoluten Herrschaftsbereich der Apokalypta, waren sie geflohen und hielten sich nun im Versteck von Kaphoon, dem Namenlosen, auf.

Hier begegnete Björn Hellmark seinem ersten Körper, seinem ersten Dasein.

Er selbst war einst Kaphoon gewesen und konnte sich als Hellmark etappenweise noch an die Existenz seines ersten Lebens erinnern.

In einer gebirgigen Gegend, unweit von Gigantopolis, der riesigen Stadt, die wie ein bizarrer Schemen vor ihnen im Dunst des Tales lag, hatten Hellmark und seine Begleiter bei Kaphoon, dem Sohn des »Toten Gottes«, Unterschlupf gefunden.

Die Höhle erwies sich als uneinnehmbar für diejenigen, die nicht guten Willens waren.

Weißmagische Schranken waren errichtet, die durch die Anwesenheit von drei Augen des »schwarzen Manja« aufrecht erhalten wurden.

Kaphoon lebte seit geraumer Zeit hier, und es war seine Absicht, die versprengt lebenden Aufständischen zu sammeln, um gegen Apokalypta ins Feld zu ziehen.

Doch mit ihrer unheimlichen Magie hatte sie bisher all diese Gegenschläge zunichte gemacht.

Durch das Eindringen von Rani Mahay, Arson, Carminia Brado,

Pepe, Jim und Kaphoon in Apokalyptas Alptraumstadt war eine Situation geschaffen worden, die sie nun dazu zwang, das Begonnene fortzuführen, um der Dämonin nicht die Möglichkeit zu geben, sie alle ins Verderben zu locken.

Viele Pläne wurden erörtert. In ihrem gemeinsamen sicheren Versteck kam er schließlich zu dem Schluß, daß jedoch nur ein einziger wirklich ausführbar war und darüber hinaus einen Erfolg versprach.

»Unser erster Gedanke war der richtige«, sagte Björn Hellmark, dem man nichts mehr davon anmerkte, daß er geraume Zeit vollkommen unter der geistigen Zwangsherrschaft Apokalyptas gestanden hatte. »Wir müssen nochmal nach Gigantopolis. Dort liegt laut Kaphoons Angaben das Geheimnis, das Apokalypta am Leben erhält und ihr ermöglicht, die sieben schwarzen Todesboten wann und so oft sie will in die Welt zu schicken, aus der wir kommen. Dort verbreitet sie Angst und Schrecken und - den Tod…«

Kaphoon nickte. In seinem Aussehen war er Hellmarks genaues Spiegelbild. Nur die Kleidung unterschied die beiden Männer voneinander.

»Was du da sagst, Björn, ist unsere einzige Chance. Ich hab' inzwischen erkannt, daß es mir als einzelnem nicht gelingt, Apokalyptas Treiben ein Ende zu bereiten. Die ›ewige Unheilbringerin‹ hat es geschafft, diesen Teil Xantilons ganz unter ihre Gewalt zu bringen, und es ist ihr sogar gelungen, Gigantopolis, die Stadt aus Raum und Zeit, wann immer sie will auftauchen zu lassen. Es ist der Dämonin erklärtes Ziel, ihre Stadt zu erweitern und auch diesen Teil Xantilons zu besitzen. Der Palast meines Vaters ist ihr bereits in die Hände gefallen, sie hat alle männlichen Bewacher getötet und die weiblichen Helferinnen im Schloß in ihren kriegerischen Dienst gezwungen. Die Amazonen, die dort kämpfen, sind zu Mörderinnen geworden…«

Carminia Brado nickte.

Sie alle – außer Hellmark – hatten die todesmutig Kämpfenden im Palast dort kennengelernt.

»Und ausgerechnet der Palast des ehemaligen Herrschers soll zum Zentrum ihres Herrschaftsbereiches werden«, fuhr Kaphoon fort. »Dort, von wo aus ein gütiger Herrscher für Frieden und Harmonie im Land sorgte, will eine Dämonin mit dem Zepter des Grauens und Todes regieren. Apokalypta ist nur einer der sieben Hauptdämonen, die gemeinsam mit Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, einst über die ganze Erde herrschen wollen… es steht geschrieben, daß ihr Versuch in einer fernen Zeit nochmal durchgeführt wird und die Ereignisse der Zukunft zurückschlagen werden in die Tage, als Xantilon unmittelbar vor dem Untergang steht und ich allein im äußersten Zipfel des

Nordteils vor dem Problem stehe, nochmal ganz von vorn zu beginnen oder den Unheimlichen das Feld zu überlassen. In der Vergangenheit – von hier aus gesehen – so steht es verschlüsselt im Buch der Propheten, werden neue Impulse ausgehen, die demjenigen helfen, der ich einst sein werde, wenn die Zeit meiner Wiedergeburt gekommen ist.

Der verschlüsselte Text läßt leider keinen Schluß zu, welche außergewöhnlichen Situationen eintreten werden, bis es zu meinem Tod kommt. Aber das ist wohl ganz gut so.«

Er lächelte verloren und blickte sich in der Runde um.

Seine neuen Freunde gefielen ihm, sie waren mutig und hatten das Herz auf dem rechten Fleck.

»Tödliche Gefahr gibt es schon direkt in Gigantopolis«, warf Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, unvermittelt ein. »Da wir uns alle einig sind, daß es nicht ohne einen neuerlichen Besuch dort geht, müssen wir uns auch im klaren darüber sein, daß wir so, wie wir das erste Mal dort eingedrungen sind, nicht nochmals hineinkommen.«

Die Freunde nickten.

Das erste Mal war es dank Pepes parapsychischer Fähigkeit gelungen, eines der Stadttore aufzubrechen und in Verkleidung in die düstere Stadt einzudringen.

Dies war zu einem Zeitpunkt geschehen, als die unheimlichen Bewohner an der Rückkehr der sieben schwarzen Todesboten der Apokalypta wie an einem Ritual teilnahmen.

Durch Kaphoon wußten sie nun, daß es eine direkte Verbindung zwischen Apokalypta, den Todesboten und den geheimnisvollen Kratern gab, wohin tote Menschen und Tiere geworfen wurden wie in eine Gruft.

Aber dann kamen sie wieder heraus. Jedoch nicht mehr so, wie sie einst gewesen waren, sondern als furchteinflößende Monster, die nichts Menschliches mehr, nicht mal etwas Tierisches an sich hatten. Die vielen tausend und abertausend Bewohner von Gigantopolis, der Alptraumstadt, schienen mit ihren Gedanken offensichtlich mit ausschlaggebend dafür zu sein, daß die noch nicht vollständig abgestorbenen Zellen sich neu formten und mutierte Geschöpfe bildeten.

Unablässig waren die schwarzen Ritter damit befaßt, aus der Welt, woher auch Björn und seine Freunde stammten, neues »Material« beizuschaffen, um Apokalyptas Machtanspruch zu unterstützen. Mit Hilfe ihres Geisterheeres wollte sie schließlich auch in die Welt der Zukunft eindringen, um für sich weitere Eroberungen zu machen.

Wieder mal zeigte sich, daß die Welt der Dämonen keineswegs in Ordnung war. Ihre innere Zerrissenheit trat klar zutage. Jeder wollte siegen, jeder herrschen. Sie alle zusammengenommen bildeten eine

große Gefahr für das menschliche Leben, aber in dieser Gefahr steckte auch eine Chance für die Bedrohten.

Wenn die Finstern sich untereinander nicht einig waren, konnte man sie gegeneinander aufhetzen. Der eine suchte dem anderen gegenüber nur seinen eigenen Vorteil.

Dies zumindest stimmte, was die niederen oder rangschwachen Dämonen anbelangte. Von den sieben Hauptdämonen, die in direkter Verbindung zu Rha-Ta-N'my standen, konnte man dies nur vermuten – aber eine Gewißheit hatte man da nicht.

»Ich seh' mich dort um«, sagte Björn Hellmark. »Aber nicht mit meinem Körper aus Fleisch und Blut – sondern als Macabros…«

Das war die Lösung…

Niemand von ihnen brauchte sich im Moment zu verausgaben oder in Gefahr zu begeben, um Apokalyptas Alptraumstadt näher zu ergründen.

Wenn er als Botengänger mit Hilfe seines Zweitkörpers dort recherchierte, würde er all das mitbekommen, was er zu erfahren hoffte. Und für den Fall, daß es schief ging, bestand überhaupt kein Risiko für ihn. Macabros war nicht auslöschbar, war nicht zu töten. Er war nur ein Leib aus einer feinstofflichen Substanz, ein Ätherkörper…

Sie waren alle damit einverstanden. Macabros sollte sich ein umfassendes Bild von der Stadt und der Gefahr machen und vor allen Dingen von der Stimmung, die dort herrschte. Nach dem Eindringen Kaphoons und seiner Begleiter mußten dort drüben jetzt sicher Vorbereitungen getroffen werden, die ihnen allen hier im Versteck möglicherweise den Tod brachten.

»Ich werde sogar noch einen Schritt weitergehen«, fuhr Björn Hellmark unbeirrt fort. »Ich werde versuchen, an meinem Leben in Gigantopolis wieder dort anzuknüpfen, wo es endete, als ihr mich befreit habt. Inwieweit Apokalypta und Tantor, ihr Berater, bis jetzt über Einzelheiten informiert sind, weiß niemand von uns zu sagen. Vielleicht kann ich so tun, als wäre für mich überhaupt nichts geschehen, als wäre ich nicht niedergeschlagen und entführt worden; oder man hätte mich dann schließlich doch irgendwo in einer dunklen Gasse gezwungenermaßen zurücklassen müssen, als die Ungeheuer aus Gigantopolis auftauchten. Jetzt kann ich wieder auf der Bildfläche erscheinen und scheinbar Apokalyptas allmächtigen Willen erfüllen und ihre Puppe sein, die sie einsetzen will, um Kaphoon zu vernichten.«

Der Plan war hervorragend.

Sie wünschten ihm alle Glück.

Hellmark ließ seinen Zweitkörper entstehen. Für einige Sekunden befand sich deshalb eine dritte Person mitten unter ihnen, die Kaphoon und Hellmark aufs Haar glich.

Das war Macabros, Hellmarks Doppelkörper, bestehend aus einer feinstofflichen, geistigen Substanz, die er durch reine Gedankenkraft einige Male weit hinter die Mauern der dunklen Stadt versetzte, die Gigantopolis hieß und im Moment Apokalyptas Herrschaftszentrum darstellte…

Die Eindrücke, die Macabros mit allen seinen Sinnen empfing, wurden auch zum Bewußtseinsinhalt Björn Hellmarks.

So wußte er ständig, was Macabros sah und hörte, in welcher Situation er sich befand, als er in der ewig drohenden Dunkelheit dieser geheimnisvollen Stadt, in der nur Monster lebten, einem der großen Plätze entgegenstrebte, in dessen Mittelpunkt sich ein gewaltiger, in die Tiefe führender Krater befand.

In der Luft lag ein ätzender, penetranter Geruch, den auch Macabros registrierte, der ihn aber nicht störte oder gar behinderte.

Macabros brauchte nicht zu atmen…

Ein rätselhaftes, rhythmisches Glimmen lag über dem Krater, und die Luft dort drüben flimmerte unter der Hitze, die aus der Tiefe aufstieg.

Es schien, als würde dort glühende Magma schwimmen…

Alle Straßen, Gassen und Plätze waren leer.

Die Alptraumgeschöpfe, die die Stadt beherbergte, schienen wie vom Erdboden verschluckt. Sie hielten sich in den engbrüstigen, verwinkelt stehenden dunklen Häusern auf, schliefen oder vegetierten vor sich hin und warteten vermutlich auf die Ankunft der schwarzen Ritter, um erneut an dem grausigen Ritual teilzunehmen, oder auf die Stunde, die Apokalypta ihnen prophezeit hatte.

Macabros blickte aufmerksam in die Runde.

In der Ferne hinter steil aufragenden Türmen, die sehr eng standen, war der eine, der alle anderen haushoch überragte, mehr zu ahnen, denn zu sehen.

Dort lag Apokalyptas Palast, das Zentrum des Grauens in Gigantopolis.

Von diesem höchsten Turm aus war die ganze riesige Stadt von einem Ende bis zum anderen zu überschauen.

Doch nicht für menschliche Augen. Die nahmen in dieser zwielichtigen Atmosphäre kaum etwas wahr. Es waren die Augen der Dämonischen, die dies alles sehen konnten.

Macabros riskierte es nicht, einfach den Platz zu überqueren.

Hellmark war nicht darauf angewiesen, mit seinem Zweitkörper Bedingungen einzuhalten, denen sein Originalkörper notgedrungen unterworfen war. Wäre er mit ihm hier gewesen, hätte er den Platz überqueren müssen.

So aber genügte ein Gedanke, um Macabros aufzulösen und ihn dort wieder entstehen zu lassen, wo der Wulst des Kraters sich nach

innen zog.

Für Macabros existierten keine physikalischen Abhängigkeiten.

Er schwebte inmitten des rötlichen Dunstes, der aus ferner Tiefe emporstieg und ihn völlig wie Nebel einhüllte.

Über ihm spannte sich der bleierne, undurchdringliche Himmel, der sich wie eine Kuppel über die riesige Alptraumstadt spannte. Unter seinen Füßen breitete sich eine fremdartige, erschreckende Welt aus.

Er sah die Umrisse mehrerer turmartiger Gebäude, die dunkel und massig in die Höhe ragten.

Er hatte geglaubt, im Innern des Kraters glutflüssige Magma vorzufinden – doch nun sah er sich getäuscht. Auch im Krater selbst existierte eine Turmstadt, die der, in der er sich befand, aufs Haar glich. Sie war nur kleiner, gewissermaßen eine Miniaturausgabe von Gigantopolis!

Was hatte das zu bedeuten?

Unwillkürlich mußte Macabros daran denken, daß Rani Mahay seinerzeit eine Vision von einem Krater gehabt hatte, in dem sich eine Turmstadt befand. Diese Vision war zu einem Zeitpunkt aufgetreten, als sich die Rückkehr der schwarzen Ritter abzeichnete.

Macabros ließ sich langsam in die Tiefe sinken.

Wie ein Gespenst tauchte er zwischen den düsteren Türmen auf und konnte von hier aus noch nicht den Grund des Kraters erkennen.

Und weiter ging’s in die Tiefe…

Dann sah er endlich Grund.

Es gab Straßen und Plätze, und er fand hier ein genaues Ebenbild jenes Platzes, den er vorhin beobachtet hatte und auf den sich kürzlich das Ritual mit den Schwarzen Rittern und den Monstern aus Gigantopolis abspielte.

Die Anordnung der Gebäude und des Platzes war ganz genauso. Es gab nur einen einzigen Unterschied – der Krater, der den riesigen Platz dort oben einnahm, war hier unten als Zeichnung angebracht.

Groß und rund war der rote Fleck, der sich wie ein Rachen unter ihm ausnahm. Die Ränder des markierten Platzes waren ausgezackt und spitz und erinnerten an die dichtstehenden Zähne in einem Haifischmaul.

Aber das war noch nicht alles.

Der Boden zwischen den Zacken wirkte seltsam erhaben. Wie kleine, dunkle Hügel… Es waren Körper!

Menschen- und Tierkörper!

Die Toten, die aus ihrer Welt entführt worden waren und in den Krater geworfen wurden, um eine seltsame Metamorphose durchzumachen – hier fand er sie wieder.

Reglos lagen sie da.

Blitzschnell ließ Macabros sich in die Tiefe sinken, bis er Boden unter den Füßen spürte.

Rund um die rote, gezackte Fläche sah es aus wie auf einem geordneten Schlachtfeld, wo die Toten in Reih und Glied hingelegt worden waren.

Lautlos' bewegte sich Macabros zwischen den Leichen und sah die Verletzungen, an denen diese Menschen gestorben waren.

Sie waren alle durch Schwerthiebe getötet worden.

Ebenso die Pferde deren massige Körper zwischen den aufgezeichneten Zacken lagen.

Er vernahm leises Stöhnen.

Macabros' Kopf wirbelte herum.

Da sah er, daß sich nur wenige Meter von ihm entfernt die blasse, kraftlose Hand eines der Toten bewegte!

*

Sofort war Macabros neben ihm.

Es handelte sich um einen Mann. Er lag mit dem Gesicht zum Boden und versuchte langsam sich herumzuwälzen.

Doch aus eigener Kraft schaffte er es nicht. Macabros war ihm behilflich.

Er blickte in die matten, halbgeöffneten Augen eines jungen Mannes. Macabros schätzte den dunkelhaarigen Fremden auf höchstens dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre.

Die Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief eingesunken in dem blutleeren Gesicht. Die Haare hingen zerzaust auf dem Schädel, der mit abgetrocknetem Schweiß und Blut verkrustet war.

Oberhalb des Herzens bemerkte Macabros einen ausgedehnten Blutfleck.

Macabros erkannte sofort, daß diese Verletzung nicht durch einen Schwerthieb herbeigeführt worden war.

Es war ein Einschußloch!

Die Lippen des jungen Mannes bewegten sich, und leise kamen die Worte aus seinem Mund: »Wo bin ich… hier…?«

Macabros fühlte den Puls des Fremden. Er schlug schwach und unregelmäßig. Die Stirn des Verletzten fühlte sich heiß an. Er hatte hohes Fieber. Seine Lippen waren rissig und spröde, und er verlangte nach Wasser.

»Es ist gut, daß wir Sie gefunden haben«, entgegnete Macabros mit klarer Stimme. Der andere schien zum Glück noch nicht erkannt zu haben, in welche Lage er geraten war. Irrtümlicherweise war er mit den Toten hierher in den Metamorphose-Krater geschleppt worden. Was für ein Schicksal… ein Lebender mitten unter den Toten zu sein!

»Wer… sind… Sie?« wisperte der Mann.

»Hellmark… ich heiße Björn Hellmark… und Sie?«

Macabros bettete den Kopf des Verletzten ein wenig in die Höhe. Der andere dankte ihm mit einem kurzen, schwachen Nicken. »Jim… ich bin… Jim… Conetti…«

*

Obwohl er erst spät ins Bett gekommen war und nur wenige Stunden geschlafen hatte, war er morgens um sieben schon wieder auf den Beinen.

Joe Brownen fühlte sich wie gerädert.

Er fuhr sich mit der Rechten durch die Haare, gähnte herzhaft und überdachte die Ereignisse der Nacht.

Hatte er nur geträumt – oder waren die Dinge wirklich passiert?

Je länger er darüber nachdachte, desto mehr schien ihm, als ob tatsächlich alles nur ein Traum gewesen sei.

Kopfschüttelnd erhob er sich, verließ das Bett und stellte sich unter die eiskalte Dusche. Das weckte seine Lebensgeister, und er fühlte sich danach wie neugeboren.

Brownen frühstückte ausgiebig, wie er es gewohnt war. Frisch getoastetes Brot, ham and eggs – damit ließ sich der Tag gut an.

Nach dem Frühstück setzte er sich an die Schreibmaschine und tippte den Bericht weiter, den, er vor zwei Tagen begonnen hatte und der heute per Expreß unbedingt auf den Weg mußte.

Brownen war ein Mensch, der nur unter Termindruck arbeiten konnte. Er brauchte noch keine Stunde, um die Arbeit abzuschließen, überflog den Text, heftete ihn in einen Plastikordner und steckte ihn in einen Umschlag.

Als nächstes führte er seine Notizen weiter, die er vom »Conetti-Fall« angelegt hatte.

Er schrieb alles nieder, was er in der letzten Nacht auf dem Farmgelände beobachtete. Dann rief er in der Redaktion des »Star« an und erkundigte sich unter falschem Namen nach Harry Snickers.

Er erfuhr, daß Mr. Snickers noch unterwegs sei und man nicht wisse, wann er in die Redaktion zurückkäme.

Ob man eine Nachricht hinterlassen solle?

»Nein, danke! Das ist nicht nötig. Ich ruf dann nochmal an…«

Mit diesen Worten legte Brownen auf.

Snickers war überfällig, aber niemand in der Redaktion machte sich Gedanken darüber. Die Unpünktlichkeit des Reporters war sprichwörtlich, und es kam vor, daß Snickers oft tagelang unterwegs war, um jemand in einer bestimmten Sache, die ihn nicht losließ, auf den Zahn zu fühlen. Genau genommen war es bei Brownen nicht

anders. Wenn er mal einer Sache auf der Spur war, brachte ihn niemand so schnell wieder davon ab.

Das hatte sich in den meisten Fällen bezahlt gemacht.

Nachher, wenn er seine Sendung aufgegeben hatte, wollte er sich nochmal auf der »Conetti-Farm« umsehen, um die Spuren der vergangenen Nacht bei Tageslicht näher unter die Lupe zu nehmen. Vielleicht fand er doch das eine oder andere, das ihm weiterhalf.

Nach der dritten Tasse Kaffee fühlte er sich topfit.

Joe Brownen wartete noch die Morgenpost ab und ließ sich vom Lift hinuntertragen, um gegen neun Uhr seinen Briefkasten an der Haustür zu öffnen.

Wie immer befand sich darin ein ganzer Packen Briefe, Ansichtskarten von Freunden und Freundinnen, die ihm aus dem Urlaub schrieben und zu erkennen gaben, daß sie es bedauerten, daß er nicht dabei sein könne sowie einige Umschläge mit Firmenaufdruck, die er jedoch oben in seiner Wohnung gleich auf die Seite schob. Das hatte Zeit. Darin befanden sich unbezahlte Rechnungen…

Brownen sah alle Post sofort durch. Es war ein neutraler Umschlag dabei, der keinen Absender trug.

Als er ihn mit dem Brieföffner aufschlitzte, fand er nur einen Zettel mit wenigen Zeilen sowie ein Flugticket.

»Wir hatten von Ihrem Flug nach Tokio gesprochen. In der Anlage finden Sie ein Flugticket, das Sie dafür benötigen. Wir rechnen fest damit, daß Sie die Maschine, die um fünfzehn Uhr zwanzig startet, in Anspruch nehmen.«

»Das ist eine Frechheit«, entfuhr es Joe Brownen unbeherrscht. »Das gibt es doch nicht!«

Was er für einen Traum gehalten hatte, ragte hinein in sein reales Leben…

Er las den Text mehr als dreimal, kniff sich in den Oberarm und spürte den Schmerz. Es gab keinen Zweifel daran… Er war hellwach!

Da schlug das Telefon an.

Wie unter einem Peitschenschlag fuhr Brownen zusammen.

Er hob ab und meldete sich, und seine Miene wirkte wie aus Stein gemeißelt, als er die Stimme am anderen Ende der Strippe vernahm.

»Hallo, Mister Brownen! Da bin ich wieder. Ich nehme an, Sie haben schon auf meinen Anruf gewartet.«

Es war die Stimme, die letzte Nacht zu ihm gesprochen hatte.

In Brownens Nacken richteten sich die Haare auf.

»Ich nehme an, Sie haben unseren Brief schon bekommen«, fuhr der andere kühl und gelassen fort.

»Ja, gerade.«

»Na, wunderbar. Dann geht ja alles in Ordnung. Wir sehen uns

dann in Tokio…«

Joe Brownen lachte leise. »Sie stellen sich das alles ziemlich einfach vor.«

»Weil es einfach ist, Mister Brownen. Sie wollen ein Rätsel lösen, und wir geben Ihnen die Möglichkeit dazu, es ohne Risiko zu tun. Was wollen Sie mehr?«

»Vor allem – mehr wissen.«

»Sie sind ein merkwürdiger Zeitgenosse«, mußte er sich sagen lassen. »Auf der einen Seite suchen Sie nach Aufklärung – auf der anderen Seite sind sie nicht bereit, etwas dafür zu tun. Nun gut! Wenn Sie nicht wollen, dann haben wir uns eben in Ihnen getäuscht. Es gibt andere Kollegen, die sich mit dem gleichen Phänomen befassen und mehr über die Geschichte wissen wollen, die sich auf der Farm abgespielt hat. Sie werden es Ihr Leben lang bereuen.«

»Einen Moment bitte!« hörte Brownen sich zu seiner eigenen Überraschung sagen. »Wenn Sie mir nur erklären wollten, woher Sie wissen, daß ich mich…«

»… daß Sie sich für die Vorgänge interessieren?« fiel der Anrufer ihm ins Wort. »Ganz einfach! Menschen, die sehr intensiv über eine bestimmte Sache nachdenken, setzen dabei – ohne, daß das ihnen bewußt wird – etwas in Gang, das von anderen, die dafür prädestiniert sind, aufgenommen wird. Und es gibt einen Gedanken in Ihrem Denkprozeß, der uns auf Sie aufmerksam gemacht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, da dachten Sie etwa folgendes: ›Ich gäbe einiges dafür, um einen Zipfel des Geheimnisses zu lösen…‹ Nun können Sie zeigen, was in Ihnen steckt.«

»Okay«, stieß Brownen plötzlich hervor.

»Ich werde reisen!«

»Ich habe auch mit gar keiner anderen Entscheidung bei Ihnen gerechnet, Brownen. Und Sie werden tun, was wir von Ihnen verlangen, nicht wahr?«

Die Schatten der Nacht kehrten zurück. »Sie meinen…«, er wagte nicht, die nachfolgenden Worte auszusprechen. Doch sie hämmerten in seinem Hirn, und er konnte die brennenden Gedanken nicht einfach zurückweisen.

»Wir erwarten, daß Sie einen Mann töten. Das ist alles…«

»Das ist alles«, murmelte Brownen, und es klang wie ein gruftdunkles Echo. »Wie einfach Sie sich das vorstellen! Ich bin kein käuflicher Killer! Im Fall Conetti bin ich bereit, einiges zu tun, was ich normalerweise nie tun würde. Doch ein Mord – nein, das kommt nicht in Frage. Das ist absurd. Purer Wahnsinn!«

»Das sagen Sie! Doch manch einer hat seine Prinzipien schon über den Haufen geworfen, wenn er merkte, daß er damit besser fuhr. Bei Ihnen wird das nicht anders sein. – Am Schalter 719, wo Sie Ihre

Platzkarte für die Maschine in Empfang nehmen, wird man Ihnen bei dieser Gelegenheit übrigens eine Nachricht zustecken, die ganz allein für Sie bestimmt ist. Die Nachricht befindet sich in einem verschlossenen Briefumschlag, den Sie in Tokio bei einer bestimmten Adresse, die darauf vermerkt ist, aufgeben sollen. Dann werden sich Ihnen alle Türen öffnen… und damit erfüllt sich ein Wunsch in Ihrem Leben, den Sie erst vor zwei Tagen abends in einer Bar geäußert haben. Sagten Sie nicht zu einem Gast, mit dem Sie einen Drink nahmen, daß es Sie maßlos interessieren würde, welche Mächte in den Ablauf der Welt mit eingreifen, welche Kräfte oft tätig werden, die für bestimmte Ereignisse verantwortlich zu machen sind und denen man doch keinen Namen zu geben wagt… Erinnern Sie sich nicht an dieses Gespräch, Mister Brownen?«

Die Stimme an seinem Ohr klang beinahe sarkastisch.

Heiß und kalt fiel es dem Reporter wieder ein. Jene Nacht in der ›Girls-Bar‹ kam ihm in den Sinn. Der Mann, mit dem er ins Gespräch gekommen war – seinen Namen wußte er nicht mehr – hatte sich aufmerksam mit ihm unterhalten und dabei waren sie in ein Gespräch gekommen, dessen Richtung Brownen eigentlich gar nicht so recht bestimmte.

Erst später war ihm aufgefallen, daß er sich praktisch hatte aushorchen lassen. Und seltsamerweise hatte er auch auf einige Dinge Antwort gegeben, die er normalerweise abgeblockt hätte oder auf sich beruhen ließ.

Hatte er schon bei dieser Gelegenheit etwas über den ›Conetti-Fall‹ verlauten lassen?

Er schluckte plötzlich trocken, als es ihm wieder einfiel. Er glaubte sich daran erinnern zu können, daß der andere ihn etwa folgendes gefragt hatte: »Sie würden auch einen Menschen umbringen, um zu erfahren, was wirklich dahintersteckt?«

»Ja«, hatte er darauf geantwortet, »auch das würde ich tun…«

Und nun kam eine solche Situation tatsächlich auf ihn zu!

Joe Brownen wollte noch etwas fragen, doch es ging nicht mehr.

Sein mysteriöser Gesprächspartner hatte wieder aufgelegt.

Joe Brownen bereitete alles für seine Abreise vor.

Noch standen ihm sechs Stunden zur Verfügung, Zeit genug, um alles in die Wege zu leiten.

Er führte noch mehrere Telefonate, vor allem mit seinen Kollegen der Redaktion, sagte, daß er eine heiße Spur im ›Conetti-Fall‹ festgestellt hätte und daß es nur noch kurze Zeit bedurfte, um die Welt mit einer sensationellen Mitteilung zu überrumpeln.

Was das war, ließ er jedoch mit keinem Wort anklingen.

Um vierzehn Uhr war er am Airport, gab sein Gepäck auf und ließ sich seine Platzkarte geben.

»Nichtraucher oder Raucher, Mister?« wurde er von der charmanten Hostess am Schalter gefragt.

»Raucher«, entgegnete Brownen.

Er erhielt die entsprechende Karte, und plötzlich stutzte die Hostess. »Oh, Sir«, sagte sie schnell, »da ist noch etwas für Sie. Vor wenigen Minuten wurde ein Brief für Sie abgegeben.« Mit diesen Worten reichte sie ihm einen verschlossenen Umschlag, den er dankend entgegennahm.

Es war alles so, wie die Stimme ihm am Telefon angekündigt hatte. Die Dinge liefen mit ihrer eigenen, unheimlichen Mechanik ab.

Wenn er bedachte, daß er sich hier auf dem Flughafen befand, wo in gut einer Stunde seine Maschine nach Tokio abfliegen sollte, dann fragte er sich, ob er noch alle fünf Sinne beisammen hatte oder schon zu den Verrückten gezählt werden mußte.

Er hatte sich da auf ein seltsames und undurchsichtiges Spiel eingelassen.

Dennoch war er bereit, weiter mit diesem hohen Einsatz zu spielen.

Nur zum Schein war er auf das Angebot eingegangen. Er dachte nicht daran, einen anderen Menschen zu töten. Doch es interessierte ihn, was dahintersteckte. Instinktiv fühlte er, daß er einer großen Sache auf der Spur war, der es sich lohnte nachzugehen. Auch wenn sie ihn an das andere Ende der Welt führte…

Die Botschaft, die ihn angeblich nichts anging, steckte in einem weißen, neutralen Umschlag, der nicht beschriftet war. An diesen Umschlag geheftet war ein kleiner Zettel, auf dem lediglich der handschriftliche Vermerk stand, daß man diesen Brief an Mr. Joe Brownen weitergeben solle.

Brownen entfernte Zettel und Heftklammer und warf beides in einen Ascher im Warteraum. Dann suchte er die Toilette auf und drehte den verschlossenen Umschlag unschlüssig in der Hand.

Brownen war neugierig – und konnte diesem Verlangen schließlich nicht mehr widerstehen.

Kurzerhand riß er in diesem kleinen Raum, als er allein war, den Umschlag auf.

Er zerknüllte ihn, warf ihn in die Toilettenschüssel und zog die Wasserspülung.

Vorsichtig, als halte er ein hochexplosives Objekt in der Hand, faltete er den DIN-A-5-Bogen auseinander.

Darauf stand nur mit großen, kraftvollen Buchstaben ein einziger Satz.

»Ich möchte – Molochos sprechen!«

*

Molochos!

Die Erwähnung dieses Namens wirkte sich auf ihn aus wie ein körperlicher Schmerz.

Molochos – das war der Fürst der Dämonen, das war der Unheimliche, von dem nur einige Eingeweihte wußten.

Auch Joe Brownen, der viel über okkulte und magische Phänomene in dieser Welt geschrieben hatte, war bei seinen Unternehmungen auf den Namen Rha-Ta-N'my und Molochos gestoßen. Auf diese Weise hatte er in etwa eine Vorstellung davon bekommen, was die Mächte der Finsternis, die sich in diesen beiden Namen personifizierten, beabsichtigten.

Von Anbeginn der Welt gab es das Gute und das Böse. Als Menschen zu denken und zu sprechen begonnen hatten, waren ihnen die Gefahren aus den Urtagen noch vertraut gewesen, und sie hatten die Bedrohung mündlich und später schriftlich an ihre Nachkommen weitergeben.

In Sagen und Märchen waren die Gestalten des Guten und Bösen eingegangen, und in den Mythen aller Völker fanden sich in den unterschiedlichsten Namen, sowohl die mutigen Kämpfer gegen das Böse wieder, wie die Geheimnisse um Rha-Ta-N'my, Molochos und all die vielen namenlosen Widersacher, die in den verschiedensten Gestalten auf der Erde wandelten.

Und schon damals hatten sie ihre Wiederkunft prophezeit.

Alles, was auf der »Conetti-Farm« geschehen war, ließ sich nicht mit herkömmlichen Ereignissen vergleichen. Hier waren Mächte tätig geworden, die im Reich des namenlosen Grauens zu Hause waren und schon immer ihre Macht unter Beweis zu stellen versuchten.

Molochos spielte dabei eine große Rolle. Einst war er Mensch gewesen, dann gab er sein Leben, seine Existenz, seine Seele in die Hand der Dämonengöttin – und wurde selbst zum Dämon. So berichtete die Legende…

Brownen konnte nicht verhindern, daß sein Herz unwillkürlich schneller zu schlagen begann und seine Handinnenflächen feucht wurden.

In Tokio gab es jemand, der in dieser Stunde genau den Aufenthaltsort Molochos' wußte. Das wiederum bedeutete, daß Molochos sich auf der Erde befand, mitten unter den Menschen, und daß er, Brownen auserkoren war, Molochos zu sehen und zu sprechen!

Der Dämonenfürst würde ihm die Türen zum Geheimnis öffnen. Zum Preis eines Mordes…

Er versuchte, der Unruhe und Erregung Herr zu werden.

Er faltete den Bogen wieder im Knick zusammen, verließ die Toilette und kaufte am Kiosk einen Fünfzigerpack mit weißen

Briefumschlägen. Er steckte die Botschaft in einen der Umschläge und warf die anderen neunundvierzig gedankenverloren in einen bereitstehenden Papierkorb.

Wie im Traum kam es ihm vor, als er später mit den anderen Fluggästen zur Abfertigung gerufen wurde, als sie den Zoll passierten und schließlich die Maschine betraten.

Mit nur fünfminütiger Verspätung stieg die Maschine vom Typ Boeing 747 der Pan-Am in den Himmel.

Alles kam Joe Brownen seltsam und unwirklich vor, daß er gar nicht begriff, daß er es war, der diese Dinge erlebte.

Er flog mitten hinein in das ungewöhnlichste und – tödlichste Abenteuer seines Lebens…

*

Macabros ließ Jim Conetti für einen Moment allein.

Er wollte ganz sicher sein, daß es unter den Toten nicht zufällig weitere Lebende gab, die hier, weil sich niemand um sie kümmerte, elend zugrunde gingen.

Doch alle anderen waren tot.

Jim Conetti konnte unmöglich länger hier liegen bleiben.

So nahm Macabros ihn auf beide Arme, und nur wenige Meilen vom Ort des Erlebnisses entfernt löste Björn Hellmark durch Gedanken den telekinetischen Impuls aus. Macabros löste sich auf, und zusammen mit ihm verschwand Jim Conetti.

Sie materialisierten beide in der durch magische Kräfte geschützten Höhle des Kaphoon.

Für Conetti war bereits eine Bettstatt zubereitet. Hellmark hatte die Freunde von seinem Fund in der Tiefe des Kraters unterrichtet. Conetti phantasierte. Ständig bewegte er die Lippen, aber nur manchmal kam ein verständliches Wort aus seinem Mund.

»… die Farn… mein Gott, Liza… nicht… nicht töten… die schwarzen Reiter… wo kommen nur all die schwarzen Reiter her… Tony… paß’ auf… da sind sie…«

Kaphoon, der vieles von der Heilkunst verstand, kümmerte sich um den Fiebernden.

Zuerst entfernte er ihm das blutverkrustete Hemd von der Brust, riß es in breiten Streifen von seinem Körper, wusch mit einer herb riechenden Flüssigkeit die Ränder der Wunde ab und legte dann heilende Kräuter darauf, von denen er einen großen Vorrat in seiner Höhle hatte.

Dann verabreichte er Jim Conetti ein heißes Getränk, das der Patient nur mühsam schlucken konnte.

Kaphoon nickte. »Mehr können wir vorerst nicht für ihn tun. Nun

heißt es abwarten…«

»Alles weist darauf hin, daß er einen Zusammenstoß mit den Todesboten der Apokalypta gehabt hat. Mich würde interessieren, weshalb man auf ihn eine Kugel abgeschossen hat, während alle anderen mit einem Schwerthieb zu Tode gekommen sind. Jim Conetti hatte Glück«, sagte Björn Hellmark. »Die Kugel drang genau oberhalb des Herzens in seine Brust. Ein paar Millimeter tiefer, und es würde nicht mehr schlagen…«

Macabros ging nochmals zurück nach Gigantopolis. Dort wollte er seinen Plan einleiten, der dringend notwendig war, um ihnen die Rückkehr in ihre Welt zu ermöglichen. Sie waren Gefangene in einem anderen Raum, einer anderen Zeit.

Macabros kehrte als erstes nochmal auf den Grund des Kraters zurück und sah sich in der düsteren und offensichtlich unbewohnten Felsenstadt in ihrem Innern um.

Aus der Tiefe dieses Kraters waren wie Gespenster die »neugewordenen« Monster geworden, die ihre Geburt nur der Anwesenheit von Zellen zu verdanken hatten, die aus einer anderen Welt durch diese Toten herbeigeschafft worden waren.

Aus allernächster Nähe sah er nun, was er vorhin noch nicht bemerkt hatte, weil seine Aufmerksamkeit plötzlich von Jim Conetti in Anspruch genommen worden war.

Die rote Farbe im Innern des aufgemalten Kreises war verschiedenartig abgetönt und schien seit seinem Abgang an Stärke und Intensität noch zugenommen zu haben.

Im Innern des gemalten Kreises registrierte er ein auf- und abschwellendes Licht, so daß es aussah, als ob der »Krater« atmen würde wie ein Lebewesen.

Die Kräfte, die die Monster formten, stiegen wie unsichtbare Finger aus der Tiefe und durchsetzten die Körper, die hier zwischen den ungezählten Reihen lagen und nicht in Verwesung übergingen.

Es wurde Macabros jetzt auch klar, daß alle anderen, die in jener Stunde, als das Ritual über die Bühne ging, aus dem Krater gekommen waren, ebenfalls eine längere Warteperiode hinter sich gebracht haben mußten.

Die »Monster«, die zu Apokalyptas Armee zählten, konnten erst einen Krater verlassen, wenn sämtliche Flächen, sämtliche »Warteplätze« zwischen den gezahnten Reihen belegt waren.

Und das schien dann jene Stunde zu sein, wo all die anderen, die bisher in der Alptraumstadt ihr neues Leben begonnen hatten, kamen, um an dem »Geburtsritual« teilzunehmen.

Da fiel ein Schatten von oben auf ihn herab.

Macabros riß den Kopf hoch und sah, wie einer der schwarzen Ritter in die riesige Krateröffnung tauchte und blitzschnell nach unten

vorstieß.

Macabros reagierte sofort.

Er durfte in diesem Augenblick auf keinen Fall entdeckt werden. Das würde seine ganzen Pläne über den Haufen werfen.

Macabros schnellte wie ein Raubtier nach vorn, tauchte ein in den Kernschatten eines der turmartigen Gebäude und preßte sich mit dem Rücken gegen die rauhe, dunkle Mauer. Er harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Der in voller Montur steckende Ritter erreichte den Mittelpunkt des roten Kreises, zog den Toten, der quer vor ihm über dem Pferderücken lag, hart und kraftvoll in die Höhe und warf ihn dann auf eine Fläche zwischen zwei »Zähnen«.

Alles war anders als das erste Mal. Der schwarze Ritter kümmerte sich überhaupt nicht weiter um die Angelegenheit, machte kehrt und ritt dann auf den mittleren der schlanken, hochragenden Türme zu.

Macabros hatte das Glück, von seinem Beobachtungsplatz aus jede Einzelheit genau verfolgen zu können.

Der schwarze Ritter verschwand im mittleren Tor. Da erst sah Macabros, daß die Wandfläche dort durchlässig war wie Nebel. Es gab keine Türflügel, die zurück hätten weichen müssen.

Der Reiter ritt in den Dunst hinein, und Macabros löste sich im gleichen Augenblick, als er ihn nicht mehr wahrnahm, von der Mauer und materialisierte in unmittelbarer Nähe des beobachteten Durchlasses.

Vorsichtig streckte er seine Hand nach vorn. Normalerweise hätte man damit rechnen müssen, daß seine Fingerkuppen gegen die graue und rauh wirkende Toroberfläche stießen. Doch seine Hand tauchte ein wie in einen Wasserspiegel.

Bevor Macabros sich dazu entschloß, dem schwarzen Ritter zu folgen, kümmerte er sich erst um den Fremden, der von dem schwarzen Todesboten hierher gebracht worden war.

Es war sofort zu sehen, daß der hagere Mann mit dem rotblonden Haar tot war. Er war von einem Schwert durchbohrt worden…

Danach tauchte Hellmarks Doppelkörper in das durchlässige Tor ein, und im nächsten Moment war er umgeben von einem grauen, wallenden Nebel, der sich lautlos wie eine Spirale um sich selbst drehte.

Macabros passierte einen langen, engen Korridor, in dem ein seltsam graues, fahles Licht herrschte, und gelangte auf diese Weise in einen großen, runden Raum, der im ersten Moment aussah wie ein Tempel.

Schlanke Säulen ragten in die Höhe, verloren sich im Turm, der sich scheinbar unendlich über ihm im Nichts verlor, und inmitten des Kreises, den die Säulen bildeten, befand sich – wie außerhalb – dieses

große, rote und gezackte Auge, um das draußen die Leichen der Menschen und Tiere gruppiert lagen.

Die eine Seite der Säulen wurde begrenzt von einer halbkreisförmigen Mauer, die aussah wie eine Leinwand und eine Ausdehnung von mindestens vierzig Meter Länge hatte.

Diese helle Wandfläche zeigte eine stumpfe, triste Landschaft, die sich scheinbar in der Ferne verlor, eins wurde mit dem Horizont und in ihrer Leblosigkeit und Öde ihresgleichen suchte.

Die Landschaft sah aus wie auf einem fernen, der Sonne zu nahe geratenen Stern, auf dem nichts wachsen konnte, der niemals Leben tragen würde.

Zwischen den schroffen, schwarzen Felsen und den düsteren Tälern gab es jedoch einen Platz, der von megalithartigen Steinen umringt war, als würde hier gezeigt werden, daß es sich um einen besonderen Ort zur Anbetung eines schaurigen Götzen handelte.

Im Näherkommen schon erblickte Macabros, daß die riesigen Megalithblöcke breite, fratzenhafte Gesichter bildeten, die an überdimensionale Vögel erinnerten. Wer immer diese steinernen Abbildungen geschaffen hatte – er war ein Meister seines Fachs gewesen, auch wenn es sich noch so schaurig ausnahm und das Vogelähnliche darin auf eine dämonische Weise verzerrt war.

Macabros glaubte jedoch sofort zu wissen, wen diese Steine darstellen sollten.

Rha-Ta-N'my!

Die Dämonengöttin war denen, die von ihr wußten, bekannt dafür, daß sie es liebte, sich in der Gestalt eines Vogels zu zeigen.

Der von den Blöcken umringte Platz diente dem schwarzen Ritter, der darauf zutrabte, offensichtlich als Ziel.

Hier im Innern des eigenartigen Turmgebäudes schienen Raum und Zeit auf seltsame Weise verschoben zu sein. Macabros hätte nicht zu sagen vermocht, wie weit die helle, mit der düsteren Landschaft bemalte Wand von ihm entfernt lag und wie lange er sich schon hier aufhielt.

Der schwarze Ritter wurde im nächsten Moment eins mit der Wand und erstarrte in der Bewegung.

Er sah aus wie eine Zeichnung, die von unsichtbarer Hand genau auf den freien Platz zwischen den mit vogelfratzigen Steinen versehenen Blöcken hingepinselt worden wäre.

Mitten in der Landschaft ein einsamer, schwarzer Ritter, den Kopf hoch nach oben gereckt, in gerader Haltung, auf dem mächtigen Pferd sitzend, schien er über die wie von einem Zauberer geschaffene Landschaft hinwegzublicken in eine unbestimmte Ferne und irgend etwas zu erwarten.

Vorsichtig kam Macabros näher, den wallenden Nebel und die

Säulen um ihn herum geschickt als Tarnung nutzend.

Er hatte eine Idee und fand sie beim Näherkommen bestätigt.

Der schwarze Ritter sah nun nicht mehr nur aus wie ein Bild – er war eines!

Er war zu einem Teil der gemalten Landschaft geworden, in die er geritten war und wo die sieben vogelfratzigen Megalithblöcke, die fast so hoch waren wie das Pferd, ihn bannten.

Der geheimnisvolle Todesbote der Apokalypta rührte sich nicht mehr, und Macabros konnte ihn aus allernächster Nähe beobachten.

Mit dem Erstarren des zurückgekehrten Reiters, der hier seine magische Heimat zu haben schien, ereignete sich ein weiterer Vorfall.

Das große, runde und gezackte Auge zwischen den Säulen auf dem Boden schien in dem Augenblick, als der Ritter sich nicht mehr bewegte, zu einer Art eigenständigem Leben zu erwachen.

Seltsam dunkle Schatten huschten darüber hinweg, und dann zeigte sich ein sinnverwirrendes Bild, das aus einzelnen Teilen wie ein Puzzle zusammengesetzt war.

Aus dem, was sich dort – nur einen Schritt von ihm entfernt – dem Beobachter darstellte, glaubte Macabros eine Art Bilderrätsel für sich erkennen zu können.

Hier wurde allegorisch das Bild Apokalyptas gezeigt.

Die ›ewige Unheilbringerin‹ war wie ein gewaltiger Schatten im Hintergrund, der alles mit offenen Armen umspannte, und die Türme und bizarren Gebäude im Innern des rotglimmenden Kreises waren genau jene Stadt, die Macabros im Innern des Vulkans gefunden hatte.

Da mußte er an die Worte denken, die Kaphoon, der Sohn des ›Toten Gottes‹ zu ihm gesprochen hatte.

Die geheimnisvolle Zauberstadt Apokalyptas besteht aus sieben Teilen, hatte Kaphoon gesagt. Jedes einzelne Teilstück ist autonom. Jedes einzelne Teil ist ein Stück ihres Geistes und wird von einem ihrer sieben schwarzen Ritter gewissermaßen verwaltet. Die Schwarzen, in denen ihr Geist herrscht, sind abhängig von ihr – sie ist aber auch abhängig von ihnen. Gigantopolis ist nur zu vernichten, wenn zur gleichen Zeit alle sieben schwarzen Todesboten ausgelöscht werden können. Ich verfüge nur über zwei Arme…

Macabros gab sich einen Ruck.

Er war vorsichtig, riskierte es dennoch, bis an die Wand mit der eigenartigen, bedrückenden Landschaft heranzutreten und seine Hand über die glatte Fläche zu führen.

Sie fühlte sich warm an und weich wie eine durchblutete Haut, durch die ein Geflecht von Adern führt.

Der Ritter war ein Teil des Gemäldes, hob sich davon nicht einen einzigen Millimeter weiter ab, sondern war Fläche wie die Berge, die Täler, dieser düstere Himmel, der Schattenhorizont, der dunkel und

bedrohlich glomm.

Die ganze Bildfläche jedoch schien unter Macabros’ Berührung sanft und kaum merklich zu vibrieren.

Macabros wäre bereit gewesen zu kämpfen, wenn die Situation es erforderte. Doch er war froh, daß es nicht zu einem Zusammenstoß kam, daß der Ritter aus seiner zweidimensionalen Existenz nicht erwachte.

Eine Auseinandersetzung hier auf dem Grund des rätselhaften Kraters hätte ihm nichts genützt. Er selbst war nicht verwundbar und mußte nicht riskieren, daß irgend etwas mit ihm geschah. Aber es war kaum anzunehmen, daß er dann noch seinen Plan hätte ausführen können.

Auch jetzt mußte er fürchten, daß es vielleicht doch geheimnisvolle Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Apokalypta und dem Ritter gab, über die er nicht das geringste wußte.

In diesem Fall mußte sowieso sein Vorhaben zum Scheitern verurteilt sein.

Doch andererseits, wenn dieser Todesbote auf der Wand nur eine Art Marionette war und seine Lebensfähigkeit von Zeit zu Zeit unter Beweis stellte, konnte dies wiederum bedeuten, daß er jetzt in der Tat nicht mehr war als ein Bild, das weder denken, fühlen, noch handeln konnte…

Hellmark, der seinen Zweitkörper mit höchster Aufmerksamkeit kontrollierte, entschied, ein weiteres Unternehmen zu starten, um die seltsame Stadt Apokalyptas im wahrsten Sinn des Wortes zu sondieren.

Er versetzte seinen Doppelkörper Macabros in einen anderen Stadtteil, wo sich ebenfalls ein Krater befand, der demjenigen, in dem er sich soeben aufgehalten hatte, wie ein Ei dem anderen glich.

Auch hier entdeckte er einen der Todesboten inmitten von sieben gewaltigen Felsblöcken, die vogelfratzig gestaltet waren, hochaufgerichtet auf einem schwarzen Pferd, das aussah, als würde es jeden Augenblick von der Bildfläche springen.

Auf der großen, gezackten Fläche zwischen den schlanken Säulen war ebenfalls die Kraterstadt nochmal als Bild vorhanden und bei genauerem Hinsehen entdeckte Macabros jetzt etwas, was ihm bei der ersten Begegnung entgangen war.

Genau das Zentrum des Bildes war der Mittelpunkt des roten, glimmenden Auges auf dem Boden.

Und als er sich ganz tief hinabbeugte, um diesen roten Punkt, der seltsam pulsierte wie der Schlag eines Herzens, näher in Augenschein zu nehmen, sah er darin das Bild eines schwarzen Ritters, der in eine endlos wirbelnde Tiefe gerissen wurde, jedoch aus der Tiefe wie von einem Stempel emporgedrückt immer wieder auftauchte. Plötzlich sah

Macabros von der Seite das Schwert zucken und den Ritter berühren. Es sah aus, als ob die Zunge eines Chamäleons blitzschnell nach vorn käme und den Todesboten aus dem Sattel hebe.

In diesem Augenblick erfüllte sich sein Schicksal.

Der schwarze Schatten des Pferdes und des Ritters schrumpfte zusammen und wurde in die Tiefe gesogen.

Dann stieg gleißende Helligkeit in der Tiefe hoch, als ob eine neue Sonne geboren würde.

Aber die Helligkeit blieb nicht lange. Es war ständig das gleiche Spiel, das hier ablief. Es wiederholte sich offensichtlich so lange, wie die zweidimensionalen Reiter gefangen waren zwischen den magischen Blöcken von Rha-Ta-N'mys Gesichtern.

Eines ihrer Gesichter – verbesserte Macabros unwillkürlich in Gedanken. Rha-Ta-N'my war die Mutter der Dämonen, die Göttin der tausend Gesichter, von der man nicht wußte, wie sie wirklich aussah.

Die Entdeckungen, die Macabros hier machte, wurden Björns Bewußtseinsinhalt. Der teilte sie umgehend seinen Freunden mit und zog auch Kaphoon zu Rate, der wie kein zweiter über die wahren Hintergründe der geheimnisvollen Zauberstadt informiert war.

Er bestätigte nur, daß diese Bilder nichts weiter sein konnten als die Tatsache, daß im Krater so etwas wie Apokalyptas geistiges Herz schlug und jene Dinge am Leben hielt, mit denen sie die Welt erobern wollte.

Dieser Teil Xantilons war bereits in ihren Besitz übergegangen, und sie hatte damit ein Signal für andere Dämonen gesetzt.

Doch auch Apokalypta war nicht unüberwindbar, wenn man es richtig anfing.

Und wieder zeigte sich, daß Hellmarks Gedanke, Gigantopolis zu ergründen, genau der richtige war.

Apokalypta war angewiesen auf Gigantopolis und auf die sieben schwarzen Ritter. Und sie war angewiesen auf Björn Hellmark, von dem sie hoffte, daß er als einziger Kaphoon, dem Namenlosen, ebenbürtig war, um ihn zu vernichten. Wenn Kaphoon nicht mehr war, dann gehörte Xantilon praktisch ihr.

Die Dinge, die vor rund zwanzigtausend Jahren – nein, man mußte ja jetzt sagen, in dieser Stunde – sich ereigneten, waren ausschlaggebend für die Vorkommnisse in der Gegenwart und Zukunft der Erde. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren eins… eines konnte ohne das andere nicht sein, eines ohne das andere sich nicht entwickeln.

Macabros informierte sich darüber, daß es tatsächlich sieben gleiche Krater in der Stadt gab und sieben Stadtteile, die mit diesen Kratern verbunden waren.

Die ganze Stadt war in der Tat wie ein Puzzle zusammengesetzt.

Und wenn jemand ordentlich schüttelte – das an der richtigen Stelle –, so stellte er es sich jedenfalls vor, dann würde dieses Puzzle auch auseinanderfallen in seine Einzelstücke, und wenn er die Hand abschlug, die imstande wäre, Gigantopolis neu entstehen zu lassen, um aus Tier- und Menschenleichen neue Monster zu formen, dann würde für alle Zeiten so etwas möglich werden, und er war seinem Ziel, den Geschöpfen der grausamen Finsternis das Handwerk zu legen, einen bedeutenden Schritt näher.

Kurze Zeit später tauchte Macabros in das Dunkel der engen, verwinkelten Gassen ein und hielt sich absichtlich in der Nähe jener Stelle auf, wo es zum Zusammentreffen mit Kaphoon, Arson und Rani Mahay gekommen war und wo sich ihre Flucht nach draußen ereignet hatte.

In der allgemeinen Aufregung, im Gewirr der tausenden und abertausenden von Alptraumgestalten, konnte es ohne weiteres sein, daß Apokalypta in dieser Stunde tatsächlich nicht über den wahren Verlauf der Dinge informiert war.

Er mußte es darauf ankommenlassen…

Abseits der großen Plätze herrschte in einigen Gassen erstaunlicherweise noch Leben.

Macabros nahm einige Monster wahr, die die dunklen Ecken durchsuchten. Sie waren dabei nur auf ihre Augen und ihre Tastsinne angewiesen. So etwas wie ein künstliches Licht – eine Kerze oder Taschenlampe – gab es hier in Gigantopolis für sie nicht.

Macabros verschwand lautlos wie ein Schatten in einer dunklen Ecke, wo zwei Häuser zusammenstießen und die steil nach unten abfallende Straße in einer Art Graben endete, wo sich dunkles, übelriechendes Wasser in die unbekannte Finsternis bewegte.

Genau hier nahmen die Dinge ihren Ausgang.

Er zerriß sein Hemd, fuhr sich durch die Haare, daß sie wirr und zerzaust aussahen, legte sich dann in seltsam verkrümmter Stellung in unmittelbarer Nähe des träge fließenden Kanals, ließ eine Hand hineinbaumeln und lag so in der Dunkelheit, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Bestimmt hätte man ihn wieder übersehen, wäre er nicht auf den Gedanken gekommen, mehrere Male leise zu stöhnen und damit auf sich aufmerksam zu machen, als die Unheimlichen in der engen Gasse auftauchten.

So wurde er gefunden.

Plötzlich eine Stimme…

»Hörst du das? Da ist doch etwas…« Die Stimme klang dunkel und grollend und kam aus dem Mund einer Gestalt, die ein breites Gesicht hatte, schwarze, klebrige Haare trug, die mehr an ein Fell erinnerten und scharf und ätzend rochen, und mitten im Gesicht ein

rüsselähnliches Anhängsel besaß, aus dem die Laute kamen.

Drei seltsam geformte Gestalten, die nur in einen Alptraum paßten, kamen die dunkle, abfallende Straße herunter und entdeckten Macabros abgekämpft und erschöpft, wie es schien, am Rande des Kanals, in den er, als er sich bewegte, zu rutschen drohte.

Da war eines der Monstergeschöpfe heran und riß ihn mit harter Hand zur Seite.

»Die Suche hat sich gelohnt«, sagte der mit dem Rüssel und legte seine breiten, mit Schwimmhäuten versehenen Hände auf Macabros' Schultern und zog ihn völlig empor.

Macabros öffnete kaum die Augen, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und sagte, daß er Schmerzen empfände.

Er tat so, als bekäme er das, was sich um ihn herum abspielte, nur mit halbem Sinn mit.

Doch genau das Gegenteil war der Fall.

Macabros' Sinne waren aufs äußerste gespannt.

Er gab sich ganz in die Hände derjenigen, die eigentlich seine Feinde waren und ihn zu jenem Turm brachten, der in das Zentrum der aus sieben Teilen bestehenden Stadt Gigantopolis bildete, wo Apokalypta und Tantor benachrichtigt wurden.

Die schöne Frau mit dem rot-schwarzen Gewand, das ihre vollendeten Formen kaum verhüllte, saß an seinem Bett und streichelte mit zarter Hand seine Stirn.

Ihre dunklen Augen waren auf ihn gerichtet, und ihr ebenmäßiges Gesicht, das dem Vergleich mit dem einer Göttin standgehalten hätte, war ihm zugewandt.

»Björn… Geliebter«, murmelte sie. »So haben wir dich doch endlich gefunden. Ich bin so froh. Niemand hat diesen Zwischenfall in Betracht gezogen. Es muß Kaphoon, dem Scheußlichen, gelungen sein, Feinde um sich zu scharen, deren Eindringen in der Zeit der allgemeinen Verwirrung nicht verhindert werden konnte. Aber du, der starke, mutige Kämpfer, den ich für mich gewonnen habe und der mein Leben, wie er geschworen hat, verteidigen wird – du wirst dem allen ein Ende machen, wenn du erst wieder gesund bist…

Björn, Geliebter… kannst du mich hören?«

Er spielte das Spiel mit, von dem sie offensichtlich nicht wußte, daß es eines war.

Mit ihrer magischen Hypnogewalt hatte sie den Geist dieses Mannes bezwungen und zu ihrem gemacht. Hellmark war für sie nichts anderes als ein Spielzeug, das man nach Bedarf holte und weglegte, sobald es seinen Zweck erfüllt hatte.

Sie legte ihre zarte, kühle Hand auf seine Stirn.

Sie fühlte sich heiß und fiebrig an, und das kam Macabros zugute. Er konnte nach Bedarf die Temperatur in seinem Körper ansteigen

oder fallen lassen.

Er spielte seine Rolle ausgezeichnet.

Es war beinahe rührend, wie Apokalypta sich um ihn kümmerte.

Hier, im Zentrum der Macht, in diesem Palastturm, war alles von einem Prunk und einem Luxus, den man in dieser unheimlich aussehenden Säulenstadt nicht vermutete.

Macabros wurde verwöhnt.

Speisen und Getränke wurden ihm gebracht, und Apokalyptas Dienerinnen lasen ihm jeden Wunsch von den Augen ab.

Macabros unterhielt sich ganz »natürlich«, wie Apokalypta es offensichtlich von ihm erwartete. Er sah in ihr nach der ersten Begegnung schließlich nicht die Feindin, sondern die Geliebte, die er erretten und an deren Seite er sein Leben verbringen wollte.

Apokalypta hatte Großes vor mit ihm.

»Dir wird es bald besser gehen, Geliebter«, flüsterte sie, und es klang sogar überzeugend. »Du wirst nicht sterben… weil ich dich noch brauche. Und auch dann, wenn du deine Aufgabe erfüllt hast, wirst du an meiner Seite bleiben, um jenes Land zu regieren, das du ursprünglich von mir und meinesgleichen befreien wolltest.« Sie lachte leise. Es klang triumphierend.

Macabros bestätigte ihr das. Er war – scheinbar – wieder ganz der Alte, wieder ganz der Mann, zu dem sie ihn durch ihre dämonische Hypnose gemacht hatte.

Macabros war zufrieden. Er wollte die nächste Zeit das Spiel so weiterführen, um die bestmöglichste Ausgangsposition für seinen Gegenschlag zu haben.

Gigantopolis sollte ein für allemal verschwinden, nie wieder irgendwo in einem anderen Raum auftauchen können oder einer anderen Zeit. Die Alptraumstadt sollte durch die Vernichtung der sieben schwarzen Todesboten dem ewigen Vergessen anheim fallen.

Er legte sich zufrieden zurück.

Es sah so aus, als würde er sich nur so fühlen, weil er wieder in dieser Umgebung, in der Nähe der »Geliebten« weilen konnte, um mit ihr gemeinsam die Pläne schmieden zu können, die ihr am Herzen lagen.

Dann fiel er in einen leichten, traumlosen Schlaf.

Apokalypta verließ das Ruhezimmer, drückte die Tür langsam hinter sich zu und durchquerte den ovalen Palastsaal, in dem flammendrote, wallende Vorhänge an den Wänden hingen und ihn eigenartig drapierten.

Aus dem zwielichtigen Hintergrund löste sich ein hagerer Mann, der vollkommen in Schwarz gekleidet war.

Das war Tantor, ihr Berater.

»Nun?« fragte er mit dumpfer Stimme.

Apokalypta antwortete nicht gleich. Sie ging an ihm vorüber und ließ ihn mit einem leichten Nicken wissen, daß er folgen solle, und schritt zu dem großen, fischaugenförmigen Fenster, durch das man einen Blick über die ganze düstere Stadt hatte.

»Ich glaube, ich weiß, weshalb er zurückgekommen ist«, sagte sie leise, als Tantor neben ihr stand. Die schöne Frau mit den dunklen Augen, dem sinnlichen Mund und dem Körper einer Göttin wandte nicht den Blick. »Er scheint der Überzeugung zu sein, daß wir nicht wissen, daß er nicht mehr derjenige ist, für den er sich ausgibt. Ich habe mich ganz auf sein Spiel eingelassen, Tantor. Und ich werde ihn vernichten…«

»Wie, Herrin?«

»Ein für allemal mit der ganzen Brut, die mit ihm zu tun hat«, lautete die scharfe Erwiderung. »Ich gebe mich nicht mehr mit seiner Vernichtung zufrieden, ich werde sie alle auslöschen, alle… An der Spitze steht Kaphoon, der Sohn des ›Toten Gottes‹, gefolgt von Hellmark, der der gleiche ist und auch ein anderer, es werden darunter sein Rani Mahay, den man den Koloß von Bhutan nennt, Arson, der Mann mit der Silberhaut aus der Zukunft, Carminia Brado, die in sich ihr Leben als Loana entdecken wird, der Knabe Pepe und Jim, der Guuf… Eine magische Zahl. Die magische Zahl von – Gigantopolis, die Stadt der sieben Krater, die Stadt der schwarzen Todesboten, die mir und nur mir gehorchen wird und keinem anderen… Merkst du, wie die Konstellation ist, Tantor?«

Der Mann mit dem blassen Gesicht und den tiefliegenden Augen nickte kaum merklich. »Ich sehe, du hast dich gewandelt…«

»Ich habe mich nicht gewandelt, sondern lediglich auf die neue Situation eingestellt. Hellmark hat seinen Zweitkörper Macabros hierher geschickt und glaubte, mich damit zu täuschen. Er soll in diesem Glauben bleiben – und damit seinen eigenen Untergang herbeiführen! Sieben können das Verderben bringen. Und sie sind zu siebt… laß’ dir die Liste der Namen, die ich dir eben sagte, nur noch mal durch den Kopf gehen, Tantor! – Die alte Prophezeiung, die zu Anbeginn der Zeiten ausgesprochen wurde und die uns ängstigen sollte – sie scheint sich zu erfüllen. Doch nur scheinbar… wir sind gewarnt… und ich werde handeln… Macabros weiß: er kann nur dann etwas in die Wege leiten, wenn er all die anderen hierher in die Stadt gebracht hat und wenn sie alle sieben zur gleichen Zeit zuschlagen. Und in dem Augenblick werde ich ihm zuvorkommen. Gigantopolis wird verschwinden! Es ist schmerzlich, auf sie zu verzichten. Doch es kann jederzeit ein neues Gigantopolis entstehen im Palast des ›Toten Gottes ‹, der uns in die Hände gefallen ist. Ein neuer Anfang ist besser als gar keiner, nicht wahr? Gigantopolis wird in einem neuen Raum, einer anderen Zeit verschwinden, noch ehe Hellmark und seine sechs

Begleiter zuschlagen können. Sie werden von Stund an Gefangene in jener Welt sein, in die sie gekommen sind, um auszurotten… dies alles wird geschehen, Tantor. So wahr ich Apokalypta bin…«

*

Niemand in der Höhle, wo sie sich geborgen fühlten, ahnten etwas von den Worten, die die kriegerische Dämonin zu Tantor sprach.

Gemeinsam besprachen Kaphoon, Björn Hellmark und seine Freunde, nach der scheinbar sicheren Rückkehr Macabros nach Gigantopolis, ihr weiteres Vorgehen.

Durch die direkten Hinweise, die Björn durch Macabros empfangen hatte, stand fest, daß Kaphoons Vermutungen der Wahrheit entsprachen.

Björn fertigte eine Skizze an, die in der Form der Alptraumstadt entsprach. So hatte er sie aus der Höhe wahrgenommen, so hatte er sich von den einzelnen Stadtteilen einen Überblick verschafft.

Die hier Versammelten waren der Ansicht, das Unternehmen so schnell wie möglich zu starten.

»Apokalypta ist noch ganz mit der Rückkehr ihrer scheinbaren Marionette befaßt«, meinte Kaphoon. »Wir sollten das Überraschungsmoment ausnutzen.«

»Da sind allerdings einige Fragen ungeklärt«, wandte Björn Hellmark ein. »Gibt es Hinweise darauf, was sich im einzelnen ereignen wird, wenn die Schattenbilder der schwarzen Ritter in den Türmen auf dem Grund der Krater ausgelöscht werden?«

»Es gibt Vermutungen – leider keine Gewißheit«, entgegnete Kaphoon. Seine Stimme hatte den gleichen Klang wie die Björn Hellmarks, und sogar sein Gesichtsausdruck war der des blonden Deutschen, den das Schicksal zu einem eigenartigen Abenteurer hatte werden lassen. »Aber das, Björn, werden wir ja spätestens in dem Augenblick erfahren, da wir aktiv werden…« Er lächelte gewinnend.

»Und dann, werter Hellmark«, konnte Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, sich diese Bemerkung nicht verkneifen, »kann es unter Umständen auch schon zu spät sein. Bevor wir etwas unternehmen, müssen wir uns zumindest über unseren Rückzug im klaren sein.«

Da hatte er recht.

Doch Kaphoon zerstreute seine Bedenken. »Wenn ich die Schriften der Weisen richtig deute, dann lassen sich die sieben schwarzen Ritter nur gemeinsam und zur gleichen Zeit von sieben verschiedenen Angreifern auslöschen. Bis zu dem Zeitpunkt, da ich von Björn nicht wußte, in welcher Gestalt sich die Ritter in Gigantopolis aufhalten, war es mir unklar, wie man eine solche Situation herbeiführen kann. Doch nun ist dieses Rätsel ja gelöst. Die Ritter sind, während sie sich

in Gigantopolis aufhalten, nur ein zweidimensionales Gemälde, in das Apokalyptas magischer Geist schlüpfen kann. Wir werden die Hüllen deshalb ohne größere Gefahren auslöschen können, da wir in der Tat zu siebt sind und nicht befürchten müssen, auf irgendeine Weise angegriffen zu werden.«

Kaphoon, der gutaussehende Barbar aus der fernen Zeit der Erde, in die sie geraten waren, blickte sich in der Runde um.

Arson, der Mann mit der Silberhaut nickte. »Voraussetzung natürlich ist, daß wir in der Tat einen Zeitpunkt erwischen, wo die Ritter nicht selbst aktiv sind. In dem Augenblick nämlich, wenn dies nicht der Fall ist, läßt sich überhaupt nichts durchführen.«

»Um so wichtiger ist es, so schnell wie möglich zu handeln«, schaltete Carminia Brado sich in das Gespräch ein. »Wie sieht's aus, Björn?« fragte sie mit einem Seitenblick auf den Mann, den sie liebte. »Können wir es riskieren? Können wir sofort zuschlagen?«

»Apokalypta und Tantor befinden sich außerhalb des Ruheraumes, in dem sie mich zurückgelassen haben«, erklärte Björn Hellmark. »Sie sind der Überzeugung, daß ich schlafe. Als Mensch hat man nach dem aufregenden Abenteuer und all den Anstrengungen, wie ich sie hinter mich brachte, das Bedürfnis zu schlafen. Macabros aber liegt hellwach und kann seine Umwelt wahrnehmen. Es ist alles unverändert…«

Jedes Unternehmen, jedes Abenteuer war mit einem Risiko behaftet. Das lag in der Natur der Sache.

Wenn die sieben schwarzen Todesboten ausgeschaltet waren, war Apokalypta merklich geschwächt. Zumindest war sie nicht mehr imstande, in der Zeit, aus der Björn Hellmark und seine Freunde kamen, weiteres Unheil zu stiften. Die todbringenden Ritter würden zumindest für die Zukunft der Erde nicht mehr von Bedeutung sein.

Und das war gerade für Hellmark ein wichtiger und ausschlaggebender Punkt. Björn fragte sich, welche Folgen es wohl haben würde, wenn er hier in der Vergangenheit eine Situation verhinderte, die offensichtlich in der Zukunft der Erde normalerweise Bedeutung gewonnen hätte.

Würde sich dann all das, was jetzt bereits mit Rani, Arson, Pepe, Jim, dem Guuf und Carminia erlebt worden war, auf irgendeine Weise wiederholen? Konnte es sogar so sein. Daß Sequus wieder auferstand und die schwarzen Ritter der Apokalypta, von denen der König der Ursen zum ersten Mal gesprochen hatte, wieder als drohende Gefahr im Hintergrund lauerten und wie ein Damoklesschwert über den Köpfen der Menschen schwebte?

Aus persönlichem Erleben und den Texten aus dem »Buch der Gesetze« wußte Björn, daß vieles von dem, was in der Vergangenheit scheinbar schon über die Mächte der Finsternis errungen wurde, in Wirklichkeit nur eine Farce war.

Kaphoon trat auf ihn zu. Es schien, als könne er die Gedanken des Mannes lesen, der er selbst mal sein würde. »Ich weiß, was in dir vorgeht. Doch ich denke, daß deine Befürchtungen unnötig sind. Was in der Vergangenheit entschieden wird, hat auch für die Zukunft Bedeutung. Selbst, wenn die Zukunft in die Vergangenheit greift…«

Das Ganze hörte sich paradox an. Und doch war es die reine Wahrheit.

Es schien, als wäre überhaupt Kaphoons Wiedergeburt in Björn Hellmark notwendig gewesen, um das, was sie vorhatten, in Gang zu bringen. Auch die Tatsache, daß Björn über die Fähigkeit verfügte, seinen Originalkörper zu verdoppeln und an jeden anderen Ort der Welt zu schicken, war ein ausschlaggebender Faktor, um jetzt unbemerkt in die Alptraumstadt einzudringen.

Auf eine andere Weise wäre es nicht möglich gewesen. Die bösen Geister und Dämonen, die in dieser Zeit zum Angriff rüsteten, hatten vielen Eventualitäten vorgebeugt, um im Vorteil gegen die Männer und Frauen zu sein, die sich ihnen entgegenstellten und denen sie immer mehr Macht, Land und Leben wegnahmen.

Carminia, Rani Mahay und Arson wurden zusätzlich mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, weil Kaphoon der Meinung war, daß es eventuell besser sein würde, die schwarzen Ritter aus einer gewissen Entfernung zu attackieren, ehe der Angreifer ihnen möglicherweise zu nahe kam, und ihn in einen Schwertkampf verwickelte, in dem er mit seiner Kraft und vom Rücken des Pferdes aus von Anfang an überlegen war.

Und dann ging’s los…

Björn Hellmark holte zum ersten Mal Macabros aus dem Ruheraum von Apokalyptas Turmpalast und versetzte zu allererst seinen Freund Rani in einen der Krater. Mahay blieb abwartend hinter der Säule stehen, von der aus er einen vortrefflichen Blick auf die gebogene Wand vorn hatte, wo die öde Gespensterlandschaft mit dem schwarzen Ritter sich vor seinen Augen ausdehnte.

Macabros kehrte zunächst wieder in den Ruheraum zurück, um ganz sicher zu sein, daß seine nur Sekunden währende Abwesenheit noch nicht bemerkt worden war.

Alles war so wie vorher…

Innerhalb von zwei Minuten schaffte er die anderen sechs Personen aus der Höhle in die restlichen sechs Kraterstädte.

Mahay hatte den Auftrag bekommen, unmittelbar nach seiner Ankunft langsam von hundertzwanzig auf eins herunterzuzählen und dann seinen Pfeil abzuschießen. Carminia, die in der zweiten Kraterstadt ihren Auftrag erfüllen sollte, wurde angehalten, bei hundert zu beginnen. Arson, der Mann mit der Silberhaut bei achtzig, und so ging es fort über Pepe, Jim, den Guuf, Kaphoon und schließlich zuletzt Björn Hellmark.

Nur auf diese Weise war es möglich, einigermaßen den Zeitpunkt zu erwischen, an dem sie fast alle gleichzeitig zum Handeln kamen.

Nur Bruchteile von Sekunden würden sie eventuell bei diesem Vorgehen voneinander trennen.

Macabros lag wieder im Ruheraum, atmete tief durch und hielt die Augen geschlossen.

Totenstille umringte ihn.

Apokalypta, Tantor und die Dienerinnen, die sie hier im Palast zu ihrer Verfügung hielt, respektierten seinen Wunsch, allein zu sein.

Er hatte dies schläfrig und sehr erschöpft mitgeteilt und schien offensichtlich auch überzeugt zu haben.

In einem einzigen Versuch im Innern der Höhle Kaphoons hatten sie ihr Zähltempo ’ aufeinander abgestimmt, um so dicht wie möglich in ihren Handlungen zusammenzuwirken.

Noch zehn Sekunden…

Sie waren alle mit dem Zählen dicht beisammen. Jeder war auf sich gestellt, und jeder hatte nur einen einzigen Versuch, um das in Gang zu bringen, was getan werden mußte.

Niemand ahnte in diesem Augenblick, daß Apokalypta und Tantor sich schon nicht mehr in Gigantopolis aufhielten.

Die »ewige Unheilbringerin« und ihr rätselhafter Berater hatten die Alptraumstadt heimlich verlassen.

Das eigenartige Paar befand sich nun zwischen zwei Hügeln, von denen aus sie die Stadt vor sich erblickten.

Ein diffuser Dunst lag über Gigantopolis und hielt das ewige Zwielicht fest, das dort herrschte.

Apokalypta saß auf ihrem Pferd aufrecht und kerzengerade wie eine Königin und ein kalter, abweisender Zug lag auf ihrem Gesicht. Sie bewegte kaum merklich die Lippen, als sie sprach. Ihre Stimme klang leise und gefährlich. »Noch wenige Sekunden – und alles wird aus sein, wird anders sein, als er es sich, aber ich es mir vorgestellt habe. Wenn die Wesen, die meinen Geist in die andere Welt getragen haben, nicht mehr sein sollen, dann sollen auch die nicht mehr sein, die dafür verantwortlich zu machen sind. Ich werde im Handstreich meine Welt auslöschen und damit Hellmark und dessen Begleiter. Sie sollen einkehren in das Nichts des Vergessens, aus dem es für niemand mehr eine Rückkehr gibt…«

Noch fünf Sekunden… noch vier… noch drei…

Die Spannung stieg ins Unermeßliche.

Apokalypta und Tantor konnten nur warten und spürten instinktiv, daß es jeden Augenblick zur Explosion kommen mußte…

Sie konnten nicht in die einzelnen Kraterstädte sehen, wo Hellmark und seine Freunde sich aufhielten.

Jeder dort hatte den Bogen gespannt und sein Ziel fest im Auge.

Carminia Brados Herz schlug ruhig und gleichmäßig. Sie war ganz auf ihre Aufgabe konzentriert und zählte in Gedanken die letzten Sekunden.

Zwei… eins…

Da ließ sie los.

Der Pfeil schnellte von der Sehne, jagte kerzengerade durch die Luft und direkt auf den mannsgroßen Reiter zu, der auf dem schwarzen, massigen Pferd hockte.

In dieser Sekunde schnellten sechs weitere Pfeile von der Sehne, in dieser Sekunde warteten auch Rani, Kaphoon, Hellmark, Arson, Pepe und Jim auf das, was daraus werden würde.

Fiebrige Blicke verfolgten den Pfeil.

Der erste traf.

Es war der Kaphoons.

Die Spitze bohrte sich genau in Hüfthöhe, wo ein breiter, elastischer Ledergurt Ober- und Unterteil der metallenen Rüstung miteinander verband.

So war es abgesprochen.

Der Pfeil bohrte sich knirschend in die Wand.

Kaphoon hielt den Atem an.

Der Ritter riß die Arme empor, brachte seine Rechte noch um den Griff des Schwertes in seiner Scheide, spannte es und riß es heraus.

Pferd und Reiter blähten sich im nächsten Moment auf wie ein dunkler Luftballon, der lautlos aufgeblasen wurde.

Der Reiter riß sein Pferd herum, griff mit der einen Hand nach dem Pfeil, der in seinem Leib steckte, zog ihn mit einem Ruck heraus und schleuderte ihn in die weite, mit Säulen bestandene Halle, so daß er klirrend gegen eine solche flog und dort abbrach.

Schon legte Kaphoon einen neuen Pfeil auf die Sehne.

Doch es war nicht mehr nötig, den noch abzuschießen.

Die Dinge überstürzten sich.

Ein lautes Zischen, ein Fauchen lag plötzlich in der Luft. Das Geräusch kam direkt aus dem Körper des schwarzen Ritters.

Eben noch schien es, als ob er auf Kaphoon zupreschen wollte. Er hatte seinen Platz zwischen den Megalithblöcken verlassen und befand sich mitten im Raum vor dem »Sohn des Toten Gottes«, als es plötzlich wie ein Ruck durch seinen Körper ging.

Er drehte sich einmal um seine eigene Achse und war im nächsten Moment unfähig, auch nur noch einen einzigen Zentimeter auf Kaphoon zuzukommen.

Alle anderen – Hellmark, Rani, Arson, Carminia, Pepe und Jim – erlebten in diesem Moment genau das gleiche.

Der schwarze Ritter war zu Tode getroffen, und der Auflösungsprozeß des finsteren Geistes der Apokalypta war durch

nichts mehr aufzuhalten.

Wie eine Marionette, der man die Fäden durchschnitt, fielen Roß und Reiter in sich zusammen. Ein scharfer, penetranter, kaum erträglicher Gestank wehte ihnen entgegen und raubte ihnen den Atem.

Es raschelte, als ob der Wind in trockenes Laub fahre.

Reittier und Ritter blubberten im wahrsten Sinne des Wortes zu Boden und blieben dort als Hüllen liegen.

Kaphoon machte einen schnellen Schritt nach vorn, mechanisch das Schwert zur Hand nehmend, um sich zur Wehr zu setzen, falls dies eine Falle sein sollte.

Doch es war keine.

Von dem Pferd und Reiter lag etwas Weiches, Verschrumpeltes, Schwarzes auf dem Boden, das aussah, als hätte jemand dort einige zusammengeknüllte Lappen hingeworfen.

Apokalyptas todbringender Geist erfüllte nicht mehr die leere Hülle, die vollkommen formlos vor Kaphoons Füßen lag.

Die anderen lagen vor den Füßen der Freunde, und Hellmark hob mit dem Schwert die weiche, schwarze Masse empor und ließ sie über die Klinge hinweggleiten, so daß sie wiederum raschelnd zu Boden fiel.

Wie einfach doch oft manches war, dachte er so bei sich. Man mußte nur die Zusammenhänge kennen…

Da lief das Zittern durch den Fußboden, das Knirschen durch Decke und Wände.

Ein ungeheurer Lärm ’brach los, als ob Riesenhände den Turm, in dem er sich befand, schüttelten.

Die Luft um ihn herum verfärbte sich. Rotglühende Nebel stiegen aus dem Boden, wurden von den Wänden herabgeblasen, als ob sich unsichtbare Düsen öffneten, die dort eingebracht wären.

Eine ungeheure Fliehkraft trat auf.

Björn Hellmark kam es vor, als befände er sich in einer Rakete, die sich rasend schnell von der Anziehungskraft der Erde löste, um ins Weltall zu jagen.

Hellmarks Atem flog.

Der blonde Abenteurer lag am Boden und war außerstande sich zu erheben. Die Fliehkräfte drückten ihn herab, und er hatte das Gefühl, als wäre seine Brust zwischen zwei Mühlsteine geraten, die sich immer dichter an ihn preßten.

Pfeifend entwich die Luft seinen Lungen.

Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, und sein Herz jagte.

Der rote Schein verstärkte sich, und er war völlig darin gebadet.

Schemenhaft nur noch nahm er seine Umgebung wahr und dachte daran, so schnell wie möglich Macabros herzuschaffen, um die

Freunde aus dieser plötzlich sich verändernden und offensichtlich tödlichen Lage zu retten.

Es war ihm gleich, wenn sein Plan jetzt entdeckt wurde und er nicht länger seine ursprünglichen Absichten in die Tat umsetzen konnte.

Das Leben seiner Freunde stand auf dem Spiel!

Sie wirbelten alle durcheinander wie die Kegel.

Da gab es keine Rettung, weder für Carminia, Kaphoon, Arson, Rani, Pepe oder Jim.

Macabros tauchte zuerst in jenem Krater auf, wo Pepe sich befand.

Hellmarks Zweitkörper geriet im gleichen Augenblick in den gleichen Sog, der auch die anderen erfaßt hatte.

Aus dem Unsichtbaren schien eine Riesenfaust hervorzustoßen, die ihn zu Boden schleuderte.

Macabros flog wie ein welkes Blatt, das in einen tosenden Orkan geraten war, über den Boden.

Er versuchte noch, nach Pepe zu greifen, verfehlte ihn um Haaresbreite und landete an einer der Säulen, die rot glühten, als beständen sie aus geformter, marmorglatter Lava.

Björn Hellmark, einige tausend Meter von dieser Stelle entfernt, war noch zu benommen, um zu registrieren, was sich da im einzelnen um ihn abspielte.

Ein Sog packte ihn und warf ihn gegen die Wand, die die rätselhafte Halle abschloß und auf der sich die triste Landschaft nun ohne den schwarzen Ritter befand.

Björn konnte den Kopf nicht mehr wenden.

Das Bewußtsein verließ ihn.

Damit konnte er auch nicht mehr Macabros kontrollieren. Doch unabhängig von seinem Originalkörper konnte sein Zweitkörper jederzeit weiter agieren.

Doch in diesem Fall gab es eine Besonderheit, die Hellmark nicht mehr erkannte.

Macabros wollte wissen, was eigentlich los war.

Er beabsichtigte, die Alptraumstadt zu verlassen.

Doch er konnte nicht!

Er war wie die anderen – ein Gefangener. Doch daran schuld waren nicht die ungeheuren Fliehkräfte, sondern einzig und allein die Tatsache, daß Gigantopolis sich nicht mehr in jenem Dimensionsgefüge befand, in dem er sie betreten hatte.

Macabros schwebte inmitten eines diffusen Nebels, der sich wie ein Mantel über der Stadt befand, und konnte aus der Höhe die schwankenden Türme, die zerfließenden Straßen erkennen, die aussahen, als beständen sie aus einer gummiartigen, schwabbeligen Masse.

Alles war perspektivisch verzerrt. Nichts mehr stimmte überein.

Die unheimlichen Geschöpfe, die diese Stadt mit Leben erfüllten, wankten durch die engen Gassen, fielen aus den Fenstern und Türen und gaben seltsam klagende Laute von sich, die in die Luft stiegen, in der sie wie unsichtbare, irregeleitete Vögel schwebten.

Und jenseits der roten Nebel – war das Nichts.

In dieses Nichts stürzte die riesige Stadt und fiel wie in ein Loch ohne Ende…

Gigantopolis wurde zum Schemen – Macabros wurde es.

Die beiden Beobachter am Rande des Tals blickten der Stadt nach, die immer mehr zu schrumpfen schien und sich dabei mit ungeheurer, unmeßbarer Geschwindigkeit in das Nichts voranbewegte.

Es gab einen Knall, als ob zwei Berge zusammenstießen, als die Luft wieder in das nun entstandene Vakuum strömte.

Die Turbulenzen waren selbst von Apokalypta und Tantor zu spüren, und der Boden rings um die riesige Fläche, die Gigantopolis eingenommen hatte, wurde aufgewirbelt.

Riesige Staubwolken dehnten sich aus und hüllten die Dämonin und deren Berater ein.

»Hinein ins Vergessen… wir werden sie nie wiedersehen, Tantor…«

*

Der Staub legte sich, und unendliche Stimme breitete sich aus in dem verlorenen Tal.

So weit das Auge reichte, dehnte sich die wellige Ebene vor Apokalypta und ihrem Begleiter.

Wo vor wenigen Minuten noch die riesige Stadt Gigantopolis gestanden hatte, gab es nichts mehr.

Nicht mal Spuren wiesen daraufhin, daß die Alptraumstadt einst hier gestanden hatte.

Gigantopolis jagte in Zeit und Raum, wohin der Geist der »ewigen Unheilbringerin«, deren Existenz in allen Zeiten und Räumen nachweisbar war, es bestimmte.

Apokalyptas Alptraumstadt befand sich nicht mehr in Xantilons Vergangenheit, in jenen Tagen, als unheilvolle Heere über das Land zogen und Hunderttausende ihr Leben verloren.

Apokalyptas Alptraumstadt war jedoch nicht wirklich verschwunden.

Sie befand sich auf einer langen Reise, deren Ziel nur – die »ewige Unheilbringerin« selbst kannte…

*

Eisig pfiff der Wind über die vereisten Planken und geknickten Mäste.

Er drang in winzige Ritze und Winkel, und die Kälte kroch in die Kleidung der Menschen, für die das Forschungsschiff eine Zeitlang zur Heimat geworden war.

Janine Franchise vom »Paris Jour« war die erste, die die Augen wieder aufschlug.

Ihre Kabine war eine der wenigen, die von dem Unglück kaum etwas abbekommen hatten.

Benommen richtete die dunkelhaarige Französin sich auf.

Was war geschehen?

Sie konnte sich im ersten Moment nicht an Einzelheiten erinnern. Doch dann fiel ihr Stück für Stück wieder ein.

Das Bersten der Eisschollen, die knirschenden Planken, ihre überhastete Flucht in den Bauch des Schiffes, was normalerweise völlig unlogisch gewesen wäre.

Doch offensichtlich hatte ihr diese Reaktion das Leben gerettet.

Mühsam richtete sich die Journalistin auf.

Sie waren gestrandet. Mitten im Eismeer. Abgeschnitten von jeglicher Zivilisation.

Die abenteuerliche Fahrt mit dem Segelschiff in diese Breiten war zu einem unkalkulierbaren Risiko geworden.

Die »Amundsen«, das stolze Segelschiff, mit dem Pierre Chanel seine Expedition, wie mutige Forscher vor einem Jahrhundert hatte durchführen wollen – lag im Packeis fest.

Mit steifen Gliedern wankte Janine aus der Kabine.

Die eisige Luft, die durch den gespaltenen Schiffsleib fuhr, schlug in ihr Gesicht. Die Französin, die in einem pelzgefütterten Anzug steckte, griff nach dem Wolltuch, das in die Kapuze genäht war, spannte es über ihren Mund und verhakte es auf der anderen Seite der Kapuze, um sich vor der scharfen Luft zu schützen.

Die junge Frau blickte sich angespannt und nervös um und rief nach Freunden und Kollegen, die sich mit ihr auf diesem Schiff befanden.

Lebte überhaupt noch jemand?

Diese Frage drängte sich ihr auf und wurde zur Qual, als sie von einer Kabine in die andere taumelte und feststellen mußte, daß sich dort niemand mehr aufhielt.

Sie atmete schnell.

»Richard… Jean… Philipe…«, rief sie immer wieder die Namen der Personen, die mit an der Expedition teilgenommen hatten.

Keine Antwort…

Janine Francoise erreichte endlich das Deck.

Sie kroch mehr, als sie lief, weil die Planken schräg aufwärts führten und sie Mühe hatte, emporzukommen.

Die Französin starrte über die leicht abgekippte Reling hinunter auf die massive Eisfläche, die sich bis zum Horizont auszudehnen schien.

Rings umgeben waren sie von bizarren, zerklüfteten Eisbergen, die unheimlich und beinahe bedrohlich in die Luft ragten.

Es war Nacht. Am Himmel strahlten kalt und glitzernd die Sterne.

Janine Francoise preßte die Lippen zusammen, kam sich in dieser menschenfeindlichen Ferne einsam und verlassen vor und alle Hoffnung wich von ihr, als sie daran dachte, daß für sie wohl auch nicht mehr die geringste Chance bestand, je wieder hier wegzukommen.

Sie stieß auf den ersten Toten. Es war Richard, der an Bord für ihr leibliches Wohl gesorgt hatte und darüber hinaus als Funker fungierte.

Er lag in seltsam verrenkter Stellung zwischen den Deckaufbauten und rührte sich nicht mehr.

Sein Genick war gebrochen.

Es schien, als wäre Richard von einer Riesenfaust hierher geschleudert worden.

Die meisten hatten sich während des Unglücksfalls oder des »Ereignisses«, wie sie es in Gedanken bezeichnete, weil sie nicht genau wußte, was vorgefallen war, an Bord aufgehalten.

Für alle mußte das so schnell gegangen sein, daß keiner mehr zu einer Abwehrbewegung kam oder die anderen warnen konnte.

Nur Janine Francoise hielt sich in ihrer Kabine auf, um noch einige Notizen zu machen, die ihr gerade in den Sinn gekommen waren. Sie war nicht mal mehr in der Lage, ihre wasserfeste Kleidung abzulegen und es sich in der warmen Kabine gemütlich zu machen, als ein ungeheurer Ruck, ein ohrenbetäubender Schlag die »Amundsen« traf.

Die Journalistin war zu Boden gegangen, und es war dunkel um sie geworden. Jetzt nach dem Wiederaufwachen begegnete sie dem Grauen…

Sie konnte nicht verstehen, weshalb das Schiff, das Pierre Chanel nach alten Plänen maßstabgetreu nachbauen ließ, in eine solche Situation geraten war.

Selbst die Erklärung, daß das Forschungsschiff auf einen unterseeischen Eisberg aufgelaufen und in mehrere Teile zerbrochen war, konnte nicht stimmen. Die »Amundsen« war vom Eis eingeschlossen. Aber bis zuletzt war das Schiff noch geschwommen, und es gab keine Erklärung dafür, warum es sich nun hier, vom Eis umgeben, zerbrochen befand.

Hatte es ein Erd- und Seebeben gegeben?

Das wäre noch einleuchtend gewesen.

Tausend Gedanken gingen der Journalistin durch den Kopf. Wie in Trance kroch sie über die Planken, spürte die innere Erregung und versuchte die unter Kontrolle zu halten, um nicht den Verstand zu verlieren.

Sie richtete sich auf, lief ein paar Schritte weiter und merkte, wie es ihr schwer fiel, die Dinge und vor allem ihr eigenes Leben in dieser Situation zu erfassen.

Sie rutschte auf dem spiegelglatten Boden aus, schrie gellend auf, suchte verzweifelt nach einem Halt und fand ihn nicht mehr.

Sie fiel vom Schiff und landete etwa eineinhalb Meter tiefer mitten auf dem Eis und direkt neben einer Leiche.

Eine Leiche?

Sie starrte in das Gesicht, auf dem sich eine leicht gräuliche Schneeschicht gebildet hatte und die dichten Augenbrauen aussahen, als wären sie mit Zuckerguß belegt.

»Pierre!« entrann es den Lippen der Frau! »Pierre… mein Gott…«

In einer plötzlichen Gefühlswallung warf sie sich nach vorn auf den vermeintlichen Toten zu, begann zu schluchzen und legte ihre selbst langsam erstarrenden Hände auf dessen Gesicht, als der »Tote« sich plötzlich zu regen begann…

*

Er atmete!

Unwillkürlich hielt Janine Francoise ihren Atem an. Ihr Herzschlag stockte.

»Pierre!« entrann es kaum hörbar ihren Lippen. »Du lebst! Kannst du mich hören… Pierre? Hallo? Kannst du mich hören?« Die Worte sprudelten nur so über ihre Lippen, und sie fürchtete, daß – würde sie eine Pause einlegen – der Kontakt zu dem Mann, der sich unter ihr rührte, abbrach.

Pierre Chanel öffnete die Lippen. Er sagte etwas. Es war nur ein unartikulierter Laut, der aus seiner Kehle kam.

Janine hauchte erregt in sein Gesicht, sprach ihn immer wieder an, schüttelte ihn, und die bleierne Schwere schien sich langsam aber sicher von Chanel zu lösen.

Er schlug die Augen auf. Es bereitete ihm unendliche Mühe.

Er lag windgeschützt neben dem Heck des Schiffes und dies gereichte beiden zum Vorteil.

Janine Francoise mobilisierte die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte.

Sie brachte es fertig, Chanel so weit in die Höhe zu ziehen, daß der Mann mit dem Rücken gegen die im Eis steckende Schiffswand lehnen konnte.

»Einen Moment, Pierre… ich bin gleich wieder zurück…« Mit diesen Worten entfernte sie sich, kehrte ins Schiff zurück, holte einen Benzinofen, zündete ihn an und stellte ihn in unmittelbare Nähe von dem völlig Entkräfteten.

Es gelang ihr, ein notdürftiges Zelt aus Planen und Decken zurechtzumachen, und dann kochte sie eine heiße Fleischbrühe, die sie Pierre löffelweise einflößte.

Chanel taute merklich auf.

»Merci«, sagte er mal leise. Es war sein erstes Wort.

Weitere folgten, als er wieder so weit bei Kräften war, daß er begriff, wo er sich befand und was um ihn herum vorging. Janine teilte ihm mit, daß außer ihnen beiden offensichtlich niemand mehr lebte.

Die heiße Brühe tat gut.

Nichts wies darauf hin, daß Chanel bei dem Vorfall eine Verletzung davongetragen hatte.

Oder doch?

Er sagte plötzlich etwas, das Janine maßlos entsetzte.

»Das Monster… Janine… hast du das Monster… wieder gesehen?«

Träumte er? Phantasierte er? Hatte er Fieber?

»Welches Monster, Pierre?« entgegnete sie, ihn ungläubig anstarrend.

»Es sah… furchtbar aus. Wie ein Berg wuchs es aus dem Wasser empor… Die riesigen Klauenhände mit Schuppen, so groß wie ein ausgewachsener Mensch, krachten auf die ›Amundsen‹… herab…«, fuhr er dumpf fort. Er hatte noch Mühe zu sprechen, und man sah ihm die Anstrengung an. »Aber richtig… du warst ja nicht an… Bord gewesen. Es hört sich verrückt an… aber ich glaube, wir sind von dem Untier… emporgerissen… und wie ein lästiges Insekt durch die Luft… geschleudert worden…«

Janine hielt den Atem an. Es schien doch so, als hätte Pierre Chanels Verstand bei dem Zwischenfall etwas abbekommen.

»Wo sind die anderen?« fragte er plötzlich. Seine Stimme klang schon fester.

Der Benzinofen spendete eine angenehme Wärme.

Manchmal schien es, als würde Chanel nicht genau wissen, was er schon gesagt oder gefragt hatte. Mehrere Male mußte Janine Francoise ihm Antwort auf Fragen geben, die sie ihm bereits beantwortet hatte.

Chanel kam so weit zu Kräften, daß er schließlich aufstehen konnte, sich an dem, was von der »Amundsen« übriggeblieben war, und an Janine festhielt, um sich die nähere Umgebung zu betrachten.

»Seltsam«, murmelte er. Der Blick aus seinen dunklen, undurchsichtigen Augen war unstet.

»Was ist seltsam, Pierre?«

»Die Umgebung, Janine. Sie ist so – unwirklich…«

Das stimmte.

Auch ihr wurde es bewußt, daß die Welt um sie herum bizarr und fremdartig war, wie man es sich eigentlich hier im hohen Norden nicht vorstellen konnte.

Sie hatte zahllose Bilder dieser im ewigen Eis liegenden Landschaft gesehen, und doch unterschieden sie sich so kraß von der Wirklichkeit, daß sie das Gefühl hatte, in einer anderen Welt oder auf einem anderen Schiff zu sein.

Sie konnten beide das Mysterium nicht lösen.

Pierre Chanel kam so zu Kräften, daß er sich gemeinsam mit seiner Begleiterin die nähere Umgebung ansehen konnte.

Doch bevor er dies tat, holte er aus dem zerstörten Schiff, das als zersplittertes und aufgespaltenes Wrack fest im Eismantel lag, ein Gewehr.

Er bat auch Janine darum, sich zu bewaffnen.

»Es ist wegen – des Monsters«, ließ er sie wissen.

Die heiße Brühe und das Essen, das sie beide zu sich genommen hatten, ließ sie zu Kräften kommen und kurbelte ihre Lebensgeister an.

Etwa zwanzig Meter vom Wrack entfernt stießen sie mitten auf der glatten Eisfläche auf einen weiteren Toten der »Amundsen«.

Der Mann war böse zugerichtet.

Sein Fellanzug war zerrissen, die Glieder zerbrochen wie bei einer Puppe, und das Blut war im ewigen Eis selbst zu Eis geworden.

Das war Jean. Er begleitete Chanels Expedition, um darüber eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben.

Mit dem Auslaufen der »Amundsen« aus dem Hafen von Marseilles wollte Chanel einen wissenschaftlichen Beweis dafür führen, daß die Menschen schon mit einfachsten Mittel in der Frühzeit die Möglichkeit hatten, die Polkappen zu erreichen.

Er war überzeugt davon, daß es im ewigen Eis Spuren der Wikinger und verschollener Eskimovölker gab.

Daß es aber hier in den eisigen Wassern des Nordmeeres Tiefseeungeheuer gab, die imstande waren, ganze Schiffe zu zerschmettern – dies zumindest war eine Erfahrung, um die Pierre Chanel reicher geworden war.

Die legendäre Seeschlange, die in alten Seemannsgeschichten immer wieder vorkam, schien wirklich zu existieren.

Die Verwundungen, die sie bei Jean feststellten, waren mit Sicherheit nicht darauf zurückzuführen, daß beim Aufprall der »Amundsen« dieser Mann von Deck katapultiert worden war.

»Die Verletzungen sind klar«, bemerkte Chanel rauh. Er fuhr sich

mit der behandschuhten Hand über die Augen, schüttelte sich leicht, als könne er die Belastung auf diese Weise loswerden, und fuhr dann fort. »Das Ungeheuer – hat ihn getötet! Die tiefen Wunden in seinem Körper rühren von den klauenartigen Zehen her. Für mich gibt es daran nicht den geringsten Zweifel…«

Sie blieben dicht beisammen. Wenn es das Ungeheuer, von dem Chanel immer wieder sprach, tatsächlich gab, dann mußte es sich irgendwo in der Nähe aufhalten. Für einen solchen Fall mußten sie gerüstet sein.

Pierre Chanel und Janine hatten ihre Gewehre ständig entsichert und hielten sie schußbereit in Händen.

Das Paar kontrollierte die nähere Umgebung des Wracks, ohne auf eine Spur des Ungetüms zu stoßen.

Was sie als merkwürdig empfanden, war die Tatsache, daß zahlreiche Eisberge aussahen, als wären sie von der Hand eines Künstlers gestaltet.

Sie erinnerten an riesige Zuckerhüte, die in einer eigenartigen und irgendwie logischen Anordnung zueinander standen.

»Sie sehen aus… wie Türme«, murmelte Janine. »Laß uns hier weggehen, Pierre! Ich habe Angst. Ich spüre eine Gefahr – und kann sie einfach nicht beschreiben! Entschuldige, daß ich mich so verrückt benehme…«

»Wenn verrückte Dinge geschehen, kann man auch nicht erwarten, daß man selbst noch normal reagiert«, antwortete er.

Sie kehrten zu der Stelle zurück, wo der tote Jean lag. Liegen sollte…

Hatten sie sich verirrt?

Das Paar blickte sich an, hatte im gleichen Augenblick den gleichen Gedanken, und Janine merkte, wie die Angst ihr die Kehle zuschnürte.

An der Stelle, wo vor wenigen Minuten noch der eindeutig als tot identifizierte Jean Lucanne gelegen hatte, war die Eisfläche glatt, weiß und sauber und nicht mal die Spur vereisten Blutes war mehr zu sehen!

*

Zu all den Merkwürdigkeiten kam eine weitere hinzu.

Im ersten Moment waren sie unfähig, die Situation fest in den Griff zu bekommen. Sie liefen einfach auf das Wrack zu, verbargen sich darin und begannen dann systematisch ihre Kräfte einzuteilen und die Dinge genau zu analysieren.

»Lassen wir alles andere außer acht«, sagte Chanel mit klarer Stimme.

Das war einfacher gesagt als getan…

»Es sieht so aus, daß wir beide tatsächlich die letzten Überlebenden sind. Daraus müssen wir etwas machen. Es geht für uns ums nackte Dasein. An Bord der ›Amundsen‹, Janine, befinden sich Vorräte, die uns bei diesen Außentemperaturen über ein halbes Jahr am Leben erhalten. Das kann viel sein, aber auch verdammt wenig. Ich habe die Absicht zu überleben. Koste es, was es wolle. Und irgendwann wird irgendwer auch mal nach uns suchen.«

Darauf konnten sie noch hoffen.

Denn – von ihrer Seite aus gab es nicht die geringste Möglichkeit mehr, sich bemerkbar zu machen. Die Funkeinrichtung des Schiffes war total zerstört, und sie wußten nicht mal, wo genau sie sich im hohen Norden befanden.

Erst jetzt nach ihrer Rückkehr in das Wrack, wo sie alles Wichtige unter die Lupe nahmen, was ihnen beim Überleben von Vorteil sein konnte, stellten sie fest, daß es eigentlich nichts mehr gab, was an technischem Gerät noch funktionierte.

Nicht mal mehr der Kompaß zeigte an!

»Er zeigt immer nach Osten«, schüttelte Chanel verwundert seinen Kopf. »Wie ist so etwas nur möglich?«

»Hier ist alles verrückt«, stieß Janina Francoise hervor. »Die Tatsache, daß wir irgendwo angekommen sind, wo wir gar nicht sein könnten… die Tatsache, daß der Kompaß immer Osten zeigt… die Tatsache, daß da draußen Eiszapfen stehen, die die Form von Zuckerhüten haben und daß ein Teilnehmer aus unserer Gemeinschaft spurlos verschwindet, als hätte es ihn nie gegeben… das alles ist schon Grund genug zu zweifeln, ob wir uns überhaupt noch da aufhalten, woher wir gekommen sind…«

Pierre Chanel wußte genau, was die Französin mit diesen Worten sagen wollte.

Janine Francoise war vor drei Jahren mit einer amerikanischen Aufklärungskommission im Bermuda-Dreieck gewesen, um Informationen darüber einzuholen, was es wohl mit dem rätselhaften Verschwinden von Schiffen und Flugzeugen dort auf sich hatte.

Janine ihrerseits war zu dem erstaunlichen Schluß gekommen, daß an all den seltsamen Aussagen doch etwas Wahres dran sein müsse. Da waren Menschen und riesige Geräte einfach im Nichts verschwunden, und selbst Suchmannschaften, die sich auf den Weg machten, kehrten nicht mehr zurück. Wo sie allerdings waren, wußte bis zur Stunde kein Mensch…

Der Wind hatte sich verstärkt, ein wahrer Blizzard, fegte über die endlos wirkende Eisfläche, schien die Türme in ihrer Umgebung zu reinigen von uraltem, weißen Schnee- und Eisstaub, und darunter hervor kamen…

»Pierre!« stieß die Französin tonlos hervor. »Komm' schnell… das mußt du dir ansehen…«

Mit einem schnellen Schritt war der Gerufene an ihrer Seite und blickte nach draußen.

Hörbar entwich Janines Lungen die Luft.

Die zuckerhutähnlichen Gebilde draußen wiesen plötzlich Reihe an Reihe dunkle, ovale Löcher auf, die sich rund um das eisige Bauwerk rankten.

Doch das war noch nicht alles.

Wie eine Galerie, die sich vom breiten Standfuß schneckenförmig nach oben hin der verjüngenden Spitze entgegenwandte, wirkte das Band, das sich erhaben von den Eistürmen abhob.

»Gebäude! Türme…«, entrann es den Lippen der Französin. »Wie ist so etwas nur möglich? Pierre – wo befinden wir uns?«

Der jaulende und pfeifende Blizzard schien noch etwas anderes zu bewirken. Chanel erinnerte sich daran, daß es vorhin, kurz nachdem sie auf den toten Jean gestoßen waren, begonnen hatte. Vielleicht hatte dieser Blizzard in der Tat etwas mit dem Verschwinden der Leiche zu tun… Die Luft draußen veränderte sich. Es sah aus, als ob jemand Negative über einem Motiv liegen hätte, das erst verschwommen und dann – wenn man ein Negativ nach dem anderen entfernte – immer klarer und deutlicher hervortrat.

Janine Francoise und Pierre Chanel hielten den Atem an.

Das Flackern in der Luft war plötzlich nicht mehr dort draußen vor dem Wrack, sondern auch hier im Innern!

Die Luft um sie herum veränderte sich ständig und flackerte, als ob eine unsichtbare Kerzenflamme ständig einem Luftzug ausgesetzt sei. Die Atmosphäre geriet in ein summendes Schwingen, das alles durchsetzte.

Janine Francoise riß beide Hände empor, preßte sie an ihre Ohren, als könne sie die ultraschallhohen Laute, die sich in ihr Innerstes bohrten, nicht mehr ertragen und warf sich gegen die Tür.

»Zurück!« brüllte Chanel und setzte ihr nach. Mit harter Hand riß er die Französin herum. Er schlug ihr mehrere Male links und rechts auf die Wange und schüttelte sie heftig. »Komm zu dir, Janine! Du darfst jetzt nicht die Nerven verlieren.«

»Laß mich los!« brüllte sie ihn mit schriller, sich überschlagender Stimme an. »Ich will raus hier! Ich halt' das nicht länger aus.«

Sie trat ihm gegen das Schienbein, daß er sie, überrascht von der Kraft, die sie plötzlich an den Tag legte, losließ. Die Französin versetzte ihm noch einen Stoß vor die Brust, machte dann auf dem Absatz kehrt und riß die Tür nach außen auf.

Eiskalt fegte der Wind in die Kabine. Die Deckenlampe schwang wie ein Uhrpendel hin und her, Geräte wurden von den Regalen

gefegt, und mit dem Druck des Orkans flog auch Janine Francoise wieder in die Kabine.

Chanel hatte Mühe, die Tür ins Schloß zu drücken. Dann schloß er ab und steckte den Schlüssel ein.

Die Journalistin lag am Boden und schluchzte vor sich hin.

Pierre Chanel versuchte sie zu beruhigen.

»Entschuldige«, murmelte sie dann. Sie trocknete sich mit dem Handrücken die Augen ab. »Und das… wollte ich nicht… ich weiß selbst nicht mehr, was ich noch tue… das alles ist einfach zu viel… ich möchte die Augen schließen, einschlafen, und wenn ich erwache, zu Hause in meinem Bett in Paris liegen…«

»Vorerst, Janine, gibt es kein Zurück. Wir müssen hier ausharren. Du mußt den Tatsachen ins Auge sehen und dich nicht in Träumen verlieren.«

Der Blizzard draußen ließ nach.

Wie gebannt beobachteten die Journalistin und der Expeditionsleiter die Außenwelt.

Dort ging der seltsame »Film« weiter.

Die Fläche zwischen dem Wrack und den aus Eis bestehenden Turmbauten war plötzlich nicht mehr kahl und leer – dort lag etwas.

Es schälte sich schemenhaft aus dem Nichts, nahm scharfe Konturen an, und die beiden Menschen erblickten ein Ungetüm von solchem Ausmaß, wie sie es in ihren schlimmsten Vorstellungen nicht hätten denken können.

Der Echsenriese lag genau zwischen der Turmstadt und dem Wrack und war mindestens hundert Meter lang und zwanzig Meter hoch.

Es handelte sich um ein grauschwarzes Skelett, das von einem Knochenkamm überragt wurde.

An diesem Knochen gab es nicht einen einzigen Fetzen Fleisch mehr, und das Untier mußte schon seit Jahrhunderten so liegen, so daß die Witterungseinflüsse es im wahrsten Sinne des Wortes aufgefressen hatten.

Bis auf den Schädel…

Der war lederartig verdorrt und erinnerte an eine furchteinflößende, urwelthafte Echse, wie sie zu Anbeginn der Zeiten auf dieser Erde wohl üblich gewesen war.

Die Beine begannen unmittelbar in Nackenhöhe, waren seitlich angesetzt und liefen in langen Klauen aus. Bei ihnen konnte man sich jedoch vorstellen, daß sie einst von Schwimmhäuten bewachsen waren, die diesem Riesentier es ermöglichten, sich im eisigen Wasser fortzubewegen.

Es sah geradeso aus als ob das Ungetüm irgendwann mal über den eisigen Strand gekrochen, hier zu Tode gekommen und dann zum Skelett geworden war…

Das Flackern in der Luft blieb.

Im stufenförmigen Auf- und Abschwellen, im Jaulen des ihren Organismus durchsetzenden Tons veränderte die Urweltechse sich, als ob Schicht um Schicht ihrer Vergänglichkeit rückgängig gemacht würde.

Alles lief rückwärts ab!

Das war’s…

Auch Pierre Chanel und Janine Francoise hatten das Gefühl, mit dem Ablauf der Zeit in unbestimmte Tiefe zu versinken.

Alles um sie herum war in Bewegung, und nur sie selbst stellten Fixpunkte dar.

Die Stadt draußen im Eis veränderte ihr Aussehen noch mal.

Das war plötzlich ein riesiges, komplexes Gebilde aus Hunderten und Aberhunderten von zuckerhutähnlichen Türmen, zwischen denen schattenhaftes Leben herrschte. Die Echse, die sie vorhin wahrgenommen hatten, richtete sich zu ihrer ganzen Größe auf, und der Gigant nahm fast das ganze Blickfeld vor ihnen ein.

Aus dem Hintergrund kamen weitere der Ungetüme. Sie gingen halb aufrecht, etwas nach vorn gebeugt und hatten den schwankenden Gang von Känguruhs.

Doch die Echsen waren nicht allein.

Sie wurden – geritten!

Da saßen seltsame Männer mit schwarzbraunen und dunkelblauen Fellbehängen unmittelbar hinter dem höckerigen Nacken der ausladenden, wuchtigen Echsenschädel und lenkten die Tiere mit kurzen, ruckartigen Bewegungen des Zaumzeugs.

Janine Francoise preßte die geballte Faust vor die Lippen, um nicht noch mal laut aufschreien zu müssen.

»Pierre… sie kommen direkt auf uns zu!«

*

Es war ein herrlicher Flug.

Joe Brownen hatte leicht die Augen geschlossen und döste vor sich hin. Das gleichmäßige Brummen der Flugzeugmotoren wiegte ihn in den Schlaf.

Brownen fühlte sich auf eigenartige Weise entspannt.

Kr wäre weniger sorglos gewesen, hätte er in diesen Sekunden einen Blick in die Pilotenkabine werfen können.

Der Flugkapitän stutzte plötzlich.

»John«, sagte er zu einem rechts neben ihm sitzenden Kopiloten, »was ist denn jetzt passiert?«

Bei diesen Worten reckte der Kapitän unwillkürlich den Kopf, um einen besseren Blick durch das Sichtfenster zu erhaschen.

Er schüttelte den Kopf und wollte noch etwas sagen, unterließ es aber dann, um sich erst mit einem weiteren Blick auf die sinnverwirrenden Armaturen zu informieren.

»Der Kurs stimmt doch. Verdammt noch mal! Aber die Landschaft dort unter uns – die sieht so verändert aus.«

Alles unter ihnen war weiß. Weiß wie Schnee – oder wie Eis…

»Fliegen wir nach Tokio, Richtung Osten oder wie seh' ich das?« murmelte Flugkapitän Snyder.

Die Anzeigen waren einwandfrei. Der Kurs der Maschine war der gleiche, wie immer.

Und doch schien etwas nicht zu stimmen…

»John, halt' mich nicht für verrückt! Aber ich mach' jetzt etwas, was ich in dieser Form und auf dieser Route noch nie getan habe. Ich kehr' einfach um.«

»Aber der Kurs stimmt doch, verdammt noch mal! Was ist denn los mit dir?« knurrte der Kopilot.

Snyder leitete das Flugmanöver bereits ein. In einer weiten Kurve zog er die mit dreihundertfünfundachtzig Menschen besetzte Maschine herum.

Im Innern des Passagierraumes registrierte man diese Änderung, als die Maschine sich leicht zur Seite neigte. Jedermann war der Ansicht, daß es sich um ein normales Lenkmanöver handelte, um den Kurs wieder zu richten.

»Beobachte die Anzeigen!« knurrte der Flugkapitän.

Der Kopilot wurde blaß. »Das gibt es doch nicht«, knurrte er. »Die Instrumente – zeigen noch immer dasselbe an!«

»Hab' ich mir's doch gedacht«, entgegnete der Flugkapitän mit belegter Stimme. »Da ist etwas faul in der Elektronik…«

»Aber dann hätten doch die Warnanzeigen aufleuchten müssen«, widersprach der andere.

»Und weil sie's eben nicht getan haben, sind wir prompt in die verkehrte Richtung geflogen. Außerdem…« Was er noch sagen wollte, ging unter in den Ereignissen, die eintraten.

»Vorsicht!« brüllte John, der Kopilot, noch.

Da riß sie der pfeifende Sturm schon mit, packte die Maschine und trieb sie wie ein Blatt vor sich her.

Der Höhenanzeiger fiel zurück. Die Maschine sackte wie ein Stein in die Tiefe. Blitzschnell.

Schweiß perlte auf den Gesichtern der Männer.

Im Innern des Passagierraumes herrschte Aufregung.

Fragen wurden laut. Die Gesichter wurden bleich, und die Hände der Passagiere verkrallten sich unwillkürlich in den Seitenlehnen der Sitze. Ängstliche Blicke starrten aus den Fenstern.

Die Stewardeß tauchte auf.

Über die Lautsprecheranlage meldete sich der Flugkapitän.

»Meine Damen und Herren – bitte sorgen Sie sich nicht!« Die Stimme des Mannes klang ruhig und gelassen, Vertrauen einflößend. »Wir sind mit unserer Maschine in eine Turbulenz geraten, die wir sicher jeden Augenblick gemeistert haben werden. Es besteht überhaupt kein Grund zur Besorgnis. Bitte schnallen Sie sich an und unterlassen Sie das Rauchen! Für weitere Fragen stehen Ihnen unsere Stewardessen gern zur Verfügung. Es tut mir leid, daß Sie diese kleine Unannehmlichkeit ertragen müssen. Ich hoffe, Sie dafür gleich wieder mit einem weiteren, sehr ruhigen Flug über eine abwechslungsreiche Landschaft entschädigen zu können.«

Die Stewardessen lächelten. Es war ein eingeübtes Lächeln.

Drei Stewardessen kümmerten sich um die Passagiere, Janet, die dunkelhaarige, zog den Vorhang am Ende des Ganges zu und huschte in die Pilotenkabine.

»Was ist denn los?« fragte sie leise und aufgeregt.

»Wir wissen's selbst nicht«, bekam sie von Snyder zu hören. »Die Instrumente spielen verrückt. Der Höhenmesser zeigt an – alles andere ist ausgefallen…«

»Aber sämtliche Motoren laufen doch. Weshalb verlieren wir dann an Höhe?«

»Keine Ahnung«, knurrte der Kapitän, »frag mich lieber etwas Leichteres.«

»Wenn's so weitergeht, werden wir wohl mit den üblichen Erklärungen nichts ausrichten«, mußte er sich von der Stewardeß sagen lassen. »Was ist in dem Fall weiter zu tun?«

»So weit ist's noch nicht.«

Aber es kam so weit!

Die Maschine war nicht abzufangen.

Der Sturm verstärkte sich, und ein wahrer Blizzard fegte über das Flugzeug hinweg. Der Jumbo wurde wie ein lästiges Insekt in der Luft herumgewirbelt.

Da begannen die Passagiere zu schreien.

»Was ist los hier?«

»Wir werden abstürzen!« schrie eine Frau. Sie saß auf dem Außensitz etwa in der Mitte des Passagierraums. Mit zitternden Händen löste sie ihren Gürtel, sprang auf und lief durch den Mittelgang. »Tun Sie doch etwas! Um Himmels willen! So tun Sie doch etwas…« Sie stürmte direkt auf die ihr entgegenkommende Stewardeß zu, die sie zu beruhigen versuchte.

»Bitte gehen Sie auf Ihren Platz zurück. Es ist alles in Ordnung. Die Turbulenzen sind jedoch stärker, als wir angenommen haben…« Die Stewardeß lächelte unermüdlich. Doch die Frau war nicht zu beruhigen.

Sie schlug auf die junge Dame ein, so daß einer der Passagiere sich verpflichtet fühlte, aufzuspringen, um ihr zu Hilfe zu kommen, ehe ihre Kollegin vom anderen Ende des Flugzeugs heran war.

Die Frau begann zu schreien, daß ihre Stimme sich überschlug.

Joe Brownen war wie alle anderen hellwach. In einer solchen Situation war an Schlaf nicht mehr zu denken. Brownen, der in der Nähe der Tragflügel saß, konnte diese und die Aggregate nur noch schemenhaft erkennen.

Ein heftiger Schneesturm peitschte um den Jumbo, der weiter an Höhe verlor.

Deutlich war im Passagierraum die Abwärtsbewegung zu spüren.

Die Motoren dröhnten. Man merkte, wie sich der Pilot bemühte, den schweren Vogel auf Touren und damit in die Höhe zu bringen.

Doch alle Versuche verliefen negativ.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren«, meldete sich da der Pilot wieder über Lautsprecher. »Wir bitten Sie dringend, Ruhe zu bewahren. Was hier geschieht, ist ganz natürlich…«

Was er weiter sagte, ging unter im wilden Aufschrei einer jungen Frau, die ein kleines, etwa zwei Jahre altes Kind an sich preßte und deren hysterischer Anfall Flugkapitän Snyders Worte für die anderen Passagiere übertönte.

»Ganz natürlich! Ich fliege oft, Captain, aber so etwas Natürliches habe ich noch nie erlebt… weshalb ist der viele Schnee auf einmal da? Wir fliegen doch nach Japan… und nicht an den Süd- oder Nordpol…« Sie lachte schrill, daß es schaurig durch die Maschine hallte.

»… es gibt keinen Zweifel, daß wir diesen Zwischenfall unter Kontrolle bekommen«, fuhr die ruhige Stimme Snyders unbeirrt fort. In der Pilotenkabine hatte keiner der dort schwitzenden, bleichen Männer den Zwischenfall im Passagierraum mitbekommen. Hier war es Sache der Stewardessen, für Ordnung und Ruhe zu sorgen. »In wenigen Minuten wird alles vorüber sein…«

»Ja, ja, ja!« schrie die gleiche Frau weiter. »Dann werden wir nämlich alle tot sein. Ich will raus hier… mein Gott, so laßt mich doch raus! Ich will mein Kind in Sicherheit bringen!« Mit irren Blicken sah sie sich um. Man mußte sie mit Gewalt auf ihrem Sitz festhalten, wo sie wie ein kleines, unartiges Kind weiterstrampelte und heftig den Kopf hin und her schlug, so daß die Haare ihr wirr ins Gesicht flogen.

Die Crew in der Pilotenkabine blickte sich an.

Den Männern war an den Gesichtern abzulesen, daß sie keine Hoffnung mehr hatten, den abstürzenden Jumbo noch aufzufangen.

Die ganze Elektronik war ausgefallen, obwohl die Maschine eindeutig und einwandfrei weiterhin Strom lieferte.

Nur eine einzige Skala zeigte die neu entstandene Situation an, das war der Höhenmesser… Alle anderen Armaturen zeigten nach wie vor

die gleichen Werte.
Sogar die Tatsache, daß es angeblich weiter nach Osten ging, stand fest…
Der Jumbo raste mit einer Geschwindigkeit von achthundert Stundenkilometern über die fremdartige, bizarre, nur schemenhaft wahrnehmbare Eislandschaft unter ihm hinweg.
Der Schneesturm peitschte jaulend gegen die Sichtfenster, bildete einen dichten Teppich darauf und verkrustete sehr schnell zu Eis, so daß es unmöglich wurde, aus dem Innern des Flugzeuges noch nach außen zu blicken.
Die Wischerblätter arbeiteten nur noch mit verminderter Kraft und brachten es nicht fertig, die verkrustete Schicht von der Scheibe zu putzen.
Eine Situation wie diese war dem erfahrenen Piloten und seiner Crew noch nie begegnet, und es gab auch keine vergleichbare, die sich mit dieser gedeckt hätte.
Etwas vollkommen Neues, Unbekanntes setzte ihnen zu.
Es schien, als wäre Himmel und Erde durcheinandergeraten, als könne sich auch die Elektronik nicht mehr nach Gesetzen richten, denen sie unterworfen war.
Niemand hier konnte es ahnen…
Die elektromagnetischen Kräfte, die schon den Armaturen in der »Amundsen« zugesetzt hatten, machten auch der hochwertigen Elektronik des Jumbos zu schaffen.
Die Maschine war in der Tat seit Stunden dem Nordpol entgegengerast, ohne daß Snyder oder jemand seiner Besatzung es auf Grund der eindeutigen Angaben auf den Skalen bemerkt hätten.
Unfaßbares spielte sich hier ab.
Aber mit diesem Unfaßbaren mußten sie fertig werden, um das Leben der Menschen zu retten, das ihnen anvertraut war.
Snyder blieb eiskalt und berechnend.
Knallhart kamen seine Anordnungen, und es gab keinen, der ihm in diesen Sekunden widersprochen hätte.
Die Außenwelt war durch sie nicht zu erreichen. Es gab keinen Flugplatz in der Nähe, den sie auf ihre mißliche, äußerst gefährliche Lage hätten aufmerksam machen können.
Aus der Boeing 747 ließ sich kein Funksignal abstrahlen .
Auch dies war eine Merkwürdigkeit. Der Elektromagnetismus, der vom Nordpol ausging, schien sich innerhalb der letzten Minuten so verstärkt zu haben, daß er alle bisher bekannten Gesetze auf den Kopf stellte.
Snyders Gesicht war wie aus einem Marmorblock gemeißelt. »Da gibt's nur eins«, knurrte er rauh, »wir werden die Kiste zur Landung zwingen. Wenn es schon abwärts geht, dann soll's nach unserem

Willen geschehen.«

Sie alle wußten, was das bedeutete. Notlandung… mitten in der weißen Einöde, ohne zu wissen, wo sie sich eigentlich genau befanden.

Auch die Positionsangaben waren mit äußerster Vorsicht zu genießen.

Sie befanden sich im hohen Norden, obwohl der Kompaß eindeutig ihren Flug Richtung Osten angezeigt hatte.

Da stimmte ja schließlich überhaupt nichts mehr…

Draußen brachen krachend die Scheibenwischer ab und knickten wie Streichhölzer; es gab nur noch die Möglichkeit, durch die Instrumentenanzeigen – falls man sich auf sie verlassen konnte – eine Notlandung vorzunehmen.

Snyder fuhr die Landeklappen aus, um den rasenden Flug der Maschine zu bremsen, und schaltete gleichzeitig auf Gegenschub.

Die Maschine wackelte und ächzte in allen Fugen, die Passagiere hockten zusammengekauert und voller Angst in ihren Sitzen, und selbst die größten Schreier waren inzwischen erschreckend ruhig geworden und hielten die Augen geschlossen. Manch einer murmelte ein Gebet.

In steilem Winkel schoß der Jumbo in die Tiefe.

Rasendschnell, trotz des Gegenschubs, näherte er sich den weißgrauen, bizarren Schemen, die Snyder und seine Crew durch die fast völlig vereiste Sichtscheibe mehr ahnten als sahen.

Joe Brownen hielt den Atem an.

Der Reporter von »Evening Times« preßte das heiße Gesicht an die Scheibe und starrte mit weitaufgerissenen Augen nach draußen, um zu sehen, was geschah.

Die Flügel schwankten heftig hin und her, und es schien, als würden sie jeden Augenblick brechen.

Es war ein Wunder, daß die Maschine nicht schon längst in hundert Teile auseinandergefallen war unter der Belastung, der sie ständig ausgesetzt war.

Die junge Frau auf dem Platz neben ihm, mit fuchsrotem Haar und kleinen, vorwitzigen Sommersprossen rund um die kleine Nase, biß sich auf die Unterlippe, daß ihr nicht bewußt wurde, wie heftig sie ihre Zähne in das Fleisch bohrte. Kleine Blutstropfen quollen zwischen ihren Zahnen hervor.

Da griff Brownen nach ihrer linken Hand.

»Lassen Sie nur«, sagte er leise. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Der Captain biegt das schon zurecht… vielleicht ist das Ganze auch nur ein Traum. Ich träum' von Ihnen – und Sie von mir…«

Sie lächelte verzerrt und seufzte. »Danke«, murmelte sie dankbar. »Das ist lieb von Ihnen… ich habe schon weniger Angst…« Sie brach

mitten im Reden ab.

Ein Ruck ging durch die Maschine.

Dann folgte ein Krachen und Bersten.

Die linke Tragfläche wurde förmlich vom Rumpf des Jumbo gerissen und flog zerfetzt wie ein Raketengeschoß durch die Luft.

Die Boeing 747 kippte auf die Seite.

Entsetzensschreie hallten schaurig durch den Passagierraum.

Die junge, rothaarige Frau neben Joe Brownen wollte ihrem Nachbarn noch etwas sagen, aber der war plötzlich verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Der Platz neben ihr – war leer!

*

Joe Brownen gefror im gleichen Augenblick das Lächeln auf den Lippen, das er der jungen Fremden gönnte.

Die war plötzlich nicht mehr neben ihm, und er saß nicht mehr in der Maschine, die krachend zwischen die steil aufragenden Eisfelsen raste, ein Schemen inmitten der aufrührerischen Naturgewalten war, zu ihrem Spielball wurde und im Flug noch an den Eisbergen zerschellte.

Joe Brownen aber fühlte festen Boden unter den Füßen.

Verkehrslärm… viele Menschen… flackernde Lichtreklamen…

Er befand sich am Rand eines Bürgersteigs inmitten einer belebten, fremdartigen Stadt.

Japanische Schriftzeichen auf den Leuchtreklamen…

Die Menschen – Japaner…

Joe Brownen stockte der Atem.

Er schluckte trocken und hielt alles für einen schlechten Traum.

Da stand er nun… mit geöffnetem Schlips, schweißbedecktem Gesicht, weiß wie eine Kalkwand, die Haare zerzaust.

Er trug nichts weiter auf dem Leib als seinen Anzug, in dem zum Glück seine Brieftasche steckte, mit einigen Geldscheinen, Reiseschecks und Ausweispapieren.

Sein Handgepäck – befand sich in der Maschine…

Er selbst aber stand mitten in Tokio.

Er hatte sein Ziel erreicht.

In seiner Brieftasche lag der verschlossene Umschlag, den er an einer ganz bestimmten Adresse abgeben mußte, und von dem er wußte, was er enthielt.

Eine Nachricht an – Molochos…

*

Es gab nicht mal eine Detonation, als das Flugzeug wie eine Seifenblase platzte.

Die Menschen darin merkten nichts mehr von ihrem Untergang.

Und es war ein Untergang, der nicht in der Welt stattfand, aus der sie kamen.

Eine eigenartige und aufs äußerste konzentrierte Ansammlung elektro- und erdmagnetischer Wellen führte das Unglück herbei.

Es war auch verantwortlich zu machen dafür, daß die Armaturen und die Elektronik der Boeing 747 auf dem Flug nach Tokio derart beeinflußt worden waren, daß der Pilot irrtümlich stundenlang in die falsche Richtung flog, ehe er seinen Fehler bemerkte.

Doch dann war es zu spät, um ihn noch rückgängig zu machen.

Es schien, als wären die Schichten zwischen den Dimensionen durchlässig geworden wie ein weitmaschiger Schleier, der, vor eine Türöffnung gespannt, lästigen Insekten die Möglichkeit gab, die Menschen zu passieren…

Von alledem aber merkten der Flugkapitän, seine Crew und die Passagiere nicht mehr das geringste.

Für sie war die Welt, in die sie kamen, real.

Es war eine weiße, aus Eis und Schnee bestehende Welt, in der hunderte von Türmen aus dem ewigen Eis ragten, aussahen wie überdimensionale Zuckerhüte oder Eiszapfen, und in denen es hunderte von dicht aneinanderliegenden Fenstern gab.

Es war das – Eissturmland des Drachenkönigs!

Der Jumbo fiel aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit, als auf der Erde große Eiszeiten herrschten und sich riesige Schollen über die Kontinente wälzten und ganze Landschaften und Wälder unter sich begruben.

Der Augenblick, wo die Maschine detonierte und alle Passagiere umkamen, lag etwa sechzig- bis achtzigtausend Jahre vor der Zeit, in der Snyder den Jumbo von New York nach Tokio gesteuert hatte.

Und dieser Zeitpunkt wiederum war mehr als vierzigtausend Jahre älter als jener, wo die »Amundsen« ins ewige Eis geraten war und die beiden Überlebenden – Janine Francoise und Pierre Chanel, den Zusammenstoß mit den Kriegern des Drachenkönigs brachte…

In jenem Moment, als der Jumbo zerbrach, passierte ein anderes, unfaßbares Gebilde den Raum zwischen den Dimensionen und Zeiten, das aussah wie eine gigantische, zerfließende Stadt, die nur aus Mauern, hochragenden Türmen und verwinkelten, ineinander laufenden, brückenähnlichen Gebilden bestand, die jedes einzelne Gebäude miteinander zu verbinden schienen.

Das war – Gigantopolis, die Alptraumstadt, die Apokalypta auf die lange Reise in das Nichts geschickt hatte…

*

Der Boden unter ihren Füßen erzitterte; die Planken und Wände des Wracks schienen von riesigen Fäusten geschüttelt zu werden.

Die Kolosse näherten sich so schnell, daß Janine und Pierre nicht mehr dazu kamen, einen Fluchtgedanken in die Tat umzusetzen.

Wohin hätten sie sich auch wenden sollen?

Sie waren in einer Sackgasse angekommen und überall hier auf dieser Welt lauerte der Tod auf sie.

Sie konnten die weißen Türme mit den spiralförmigen Umbauten nicht mehr sehen.

Die dunklen, schuppigen Körper standen wie eine Mauer davor.

Und schon ein einziger war groß genug, die kleine Luke zu verdecken, hinter der sie angstvoll zusammengekauert der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Es krachte und barst.

Ungeheure Schläge dröhnten durch das Innere der Kabine.

Das Holz zersprang, und weit klaffte die Öffnung, die über und neben ihnen entstand.

Eine ganze Breitseite der »Amundsen« wurde einfach weggerissen, und Janine Francoise und Pierre Chanel standen im wahrsten Sinne des Wortes im Freien.

Dumpfes Grollen erfüllte die Luft, und die Echsen stießen ihren heißen, dampfenden Atem aus, der sich den beiden verschreckten und im Vergleich zu diesen Giganten winzig wirkenden Menschen wie Wolkenberge entgegenwälzte.

Die Reiter auf dem Hornnacken der riesigen Tiere schwangen lange Peitschen, die sich schlangengleich auf Janine Franchise und Pierre Chanel zubewegten.

Die harten, gedrehten Lederschnüre pfiffen durch die Luft, und ehe sich die beiden Menschen versahen, ringelten sie sich um ihre Beine und Oberarme, und die junge Frau und der Franzose wurden mit brutaler Gewalt hinausgezogen auf den Boden, der aus purem Eis bestand. Die Luft schnitt bei jedem Atemzug wie ein Messer in ihre Lungen.

Es war sinnlos, sich gegen die Vorwärtsbewegung zu stemmen.

Da reichten Chanels und Francois' Kräfte nicht aus.

Die Französin verlor den Boden unter den Füßen. Sie schwebte im wahrsten Sinn des Wortes zwischen Himmel und Erde und wurde auf den schuppigen Rücken der Echse gezogen.

Für einige Sekunden begegnete sie dem Blick des geheimnisvollen Fremden, der das drachenähnliche Geschöpf ritt.

Es war ein Mann. Er hatte große, wildflackernde Augen, ein kantiges Gesicht, das so grau war wie die Eisberge und Eissäulen

ringsum.

In dem breitflächigen Gesicht regte sich kein Muskel, als der Fremde sie betrachtete und dann mit harter Hand einfach hinter sich schob, wo sie sich festhielt und die Dinge erlebte wie in einem furchtbaren Traum.

Der Reiter, der die Zügel hielt, gab einen schrillen, langgezogenen Laut von sich, die Echse wandte daraufhin den mächtigen Schädel und lief auf die Turmstadt zu.

Das Tier wankte wie ein Erdhügel, der durch ein Beben in ständige Bewegung gesetzt wurde, und Angst und Grauen schnürten der jungen Französin die Kehle zu.

Vom Rücken dieses Ungetüms bis hinab zur Erde waren es mindestens zwanzig Meter.

Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der Fremde, an den sie sich nun klammem mußte, die Kraft aufgebracht hatte, sie diese Entfernung hinweg blitzartig und kraftvoll durch die Luft zu ziehen.

Aus allernächster Nähe war zu sehen, wie riesig die Eissäulen waren, in denen sie die Türme wahrgenommen hatten.

Janine Franchise war ein einziges Bündel Angst.

Sie nahm schattenhafte Bewegungen hinter den Fenstern wahr. Gesichter, groß, breitflächig, von einer wilden, eisgrauen Haarpracht umrahmt, denen etwas Echsenartiges anhaftete.

Dies waren die Bewohner der seltsamen Stadt im ewigen Eis, einer Welt, die sich niemals am Nordpol befinden konnte.

Da sie in diesem Augenblick fast hunderttausend Jahre zurück in der Vergangenheit der Erde sich aufhielt, konnte sie in der Tat nicht ahnen…

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte sich an dem breiten Fellgürtel des Fremden festhalten, der hochaufgerichtet und breitschultrig vor ihr saß und nicht ein einziges Mal einen Blick hinter sich warf.

Er hielt seine Peitsche in der Rechten, und mit einem Seitenblick konnte Janine erkennen, daß die lange, gedrehte Lederschnur mehrfach zusammengerollt war, ohne daß es dafür einen äußeren Halt gab. Beinahe sah es so aus, als wäre die Lederpeitsche mit eigenem, magischem Leben erfüllt…

Die Französin hatte es schon lange aufgegeben, Ordnung in ihr aufgewühltes Denken zu bringen. Hier kam sie nicht weiter. Die Verzweiflung setzte ihr so zu, daß sie abwesend und apathisch alles mit sich geschehen ließ, was hier kam, und nichts mehr erwartete.

Was anders hätte sie auch tun sollen?

Nicht nur hinter den Fenstern wimmelte es von fremdartigen, unheimlichen Gesichtern, sondern es wimmelte auch von Gestalten zwischen den Türmen.

Hier gab es richtige Straßen und Plätze, eine gigantische Stadt

befand sich inmitten dieser weißen, ewigen Eislandschaft.

Und die Bewohner dieser Eisstadt schienen die draußen herrschenden Temperaturen überhaupt nicht wahrzunehmen.

Das Fell, das sie trugen, war so natürlich gewachsen wie das eines Tieres!

Sie brauchten keine Kleidung.

Waren das menschliche, vernunftbegabte Wesen?

Die Kälte kroch in ihren Körper und Janine Francoise fühlte sich außerstande, sich aus eigener Kraft länger festzuhalten.

Ihre Finger wurden klamm. Der eisige Wind pfiff um ihren Kopf und mit der Kälte kam eine wohltuende Müdigkeit auf, der sie nichts entgegenzusetzen vermochte.

Sie drohte vom Rücken der schuppigen Echse zu rutschen.

Doch ihr Wächter ließ das nicht zu.

Mit einer kurzen, ruckartigen Bewegung schnickte er die gedrehte Peitschenschnur nach ihr, die sich sofort um sie schlang, ihre Arme umwickelte, ihre Brust, und dann zurrte er sie nach vorn und hielt sie fest, indem er die Schnur auch um seinen eigenen Körper schlang und Janine Francoise damit praktisch an sich kettete.

Der eigenartige Zug kam in die Stadt aus glitzernden Eissäulen.

Die Bewohner der seltsamen Stadt wirkten seltsam aufgeregt, als man die beiden fremden Eindringlinge brachte.

Sie drehten sich im Kreis, gaben dumpfe, unartikulierte Laute von sich, schlugen sich wie ein Gorilla vor die Brust und auf die Schenkel und stießen auch ihre Nachbarn an, die auf die gleiche Weise reagierten.

Die Bewohner der Eistürme blickten den stampfenden Echsen nach, unter deren massigen Beinen der Boden erzitterte.

Es waren ungefähr zehn Reiter, die in die Stadt kamen.

Aus allernächster Nähe war der Umfang und die enorme Breite der Straßen und Plätze zu sehen.

Doch weder Janine Francoise noch Pierre Chanel konnten dies registrieren.

Sie waren halb ohnmächtig vor Angst und Kälte und hingen wie ein Häufchen Unglück, wie ein Gepäckstück an den Rücken ihrer Entführer.

Die Echsen waren so hoch wie die Türme, in denen die Bewohner dieser Stadt lebten.

Im Innern der Säulenstadt gab es noch mehr Echsen. Sie lagen am Rande großer Plätze wie vergessen herum, ruhten oder schliefen und achteten überhaupt nicht auf die Ankömmlinge.

Im Zentrum der Eisstadt schien gleichzeitig das Zentrum der Echsen zu sein, die an urwelthafte Drachen erinnerten.

Die schuppigen Kolosse flankierten die Straßenränder. Einige der

Tiere hoben nur leicht den Kopf, und die riesigen, dunklen Augen blickten starr und leer denjenigen entgegen, die es wagten, sie aus ihrer stoischen Ruhe zu wecken.

Die Reiter auf den Hornnacken gaben laute Rufe von sich, um ihre Reittiere anzutreiben.

Die bewegten sich mit wiegendem Schritt über die Plätze durch die breiten Straßen und verharrten manchmal in der Bewegung, als hätten sie keine Lust mehr weiterzugehen und würden sich am liebsten wie die anderen hier liegenden Artgenossen auch zu Boden sinken lassen.

Nur das ständige Schreien der Reiter schien sie davon abzuhalten.

Dann war auch dieser Platz passiert, und sternförmig führten die folgenden Straßen zum Eispalast des Drachenkönigs.

Dieser Palast überragte alle anderen Säulen um ein Mehrfaches. Die Ausdehnung war gewaltig, atemberaubend, und Pierre Chanel, der schläfrig hinter seinem Bewacher hockte, preßte mehrmals die Augen zusammen und öffnete sie wieder, um diesen einmaligen Eindruck in sich aufzunehmen.

Der Palast war so groß, daß es unmöglich war, ihn aus der Nähe zu überblicken.

Er mußte mehrere hundert Meter durchmessen und sich kilometerweit in das Hinterland ziehen, das hinter einem dichten Schnee- und Eisstaubvorhang verschwand.

Ein riesiger Tunnel, der direkt in die Säulen stieß, breitete sich vor den zurückkehrenden Kriegern des Drachenkönigs aus.

Die beiden Reitechsen mit den Gefangenen darauf gingen an der Spitze des merkwürdigen Zuges.

Als die Echsen den Tunnel erreichten, breitete sich eine fremdartige, außergewöhnliche Welt um die Rückkehrer herum aus.

Es schien, als würden die verzierten, klaren Eiswände von innen heraus leuchten.

Es war ein helles, unbeschreibliches Licht, das leise pulsierend alle Einzelheiten zeigte, die es in diesem Tunnelgang gab.

Riesige Fresken und Reliefs zogen sich Meter für Meter an den Gängen entlang und stellten Szenen aus einem fremdartigen, unbegreiflichen Mythos dar, die von der Hand naiver Künstler gestaltet sein mußten.

Das alles hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit primitiven Höhlenmalereien, die man aus früherer Zeit in bestimmten Höhlen fand, wo sich einst Steinzeitmenschen aufgehalten hatten.

Labyrinthartige Säulengänge, die man hier nicht vermutete, breiteten sich aus. Dieser Teil des Eispalastes schien direkt in einen riesigen Eisberg gehauen zu sein, oder möglicherweise eine natürliche Kaverne darzustellen.

Hier drin wirkten selbst die riesigen Echsen verloren.

Der Tunnel verbreiterte sich immer mehr und wurde zu einer riesigen Eishalle, die einem Märchen zu entstammen schien.

Es glitzerte und blinkte in allen Farben.

Stalagmiten ragten bizarr und zerklüftet aus dem eisigen Boden und sahen aus wie geschliffene, kostbare Edelsteine. Stalaktiten hingen von der Decke herab, schimmerten und leuchteten in sämtlichen, nur vorstellbaren Farben, und sie schienen Rubine, Smaragde, Turmaline oder Saphire zu sein…

Im Innern des Eispalastes herrschte noch immer für einen Menschen unerträgliche Kälte.

Doch die Reiter und die pelzbesetzten Gestalten, die leicht geduckt und grauweiß herumliefen, schienen sich hier pudelwohl zu fühlen.

Draußen pfiff und heulte der Wind und fegte der Blizzard über die endlosen Eisflächen um die himmelstürmenden, spitzen Wohnsäulen – doch hier drin merkte man von alledem nichts mehr.

Der Boden fiel leicht bergab, und die Halle mündete in eine noch größere, die mindestens fünfzig Meter unter der Eisoberfläche lag.

Auch hier noch massives, in sämtlichen Farben auftretendes Eis. Doch diese Farben waren mit Sicherheit nicht natürlichen Ursprungs.

Im großen Thronsaal saß der Drachenkönig. Als Janine Francoise, noch immer schläfrig, benommen und die Dinge nicht voll begreifend, ihre Augen hob, glaubte sie sich in ein unheimliches Märchenland versetzt.

Die Mitte der Palasthalle wurde eingenommen von einem riesigen See, der von bunten Eisblöcken umrahmt war.

Der See hatte mindestens einen Durchmesser von zweihundert Metern, und das eisige Wasser darin befand sich in ständiger Bewegung, um nicht zu erstarren.

Janine Francoise nahm die schattenhaften Bewegungen nur beiläufig und wie in Trance wahr.

Sie sah riesige, dunkle Körper, die grün bis braun schimmerten, kurz auftauchten und wieder in den Fluten versanken.

Im Innern des Sees schwammen mehrere Echsen, die hier scheinbar wie Haustiere gehalten wurden.

Die eine Seite des Sees sah aus wie eine riesige, rosafarbene, mit grünem Schimmer belegte Muschel, die von einer Gigantenhand aufgeklappt wurde.

Janine Francoise und Pierre Chanel hatten seit ihrer Ankunft in diesem fernen Zeitalter der Erde schon manches gesehen.

Doch was sie jetzt erblickten, das ließ ihren Herzschlag stocken und alle Hoffnung fahren.

Nein – sie hatten wahrhaftig keine Chance mehr, jemals aus diesem unheilvollen Erlebnis herauszukommen.

Sie sahen den Drachenkönig…

Der hockte auf einem Thron, dessen Ausmaß nicht zu beschreiben war.

Links und rechts zu seiner Seite kauerten zwei gewaltige Echsen, die ihre Nüstern angehoben hatten und mit sturem Blick auf die Eindringlinge starrten.

Der Drachenkönig unterschied sich, was das Aussehen, die Farbe und Form seines Körpers betraf, nicht von seinen Untertanen. Auch er verfügte über den grauweißen Pelzbesatz, der an einigen Stellen auf der Brust licht geworden war.

Aber – die Größe!

Der Drachenkönig war ein wahrer Gigant. Ein Riese, wie er möglicherweise in einem Märchen irgendeines Volkes der Erde Niederschlag gefunden hatte.

Das Geschöpf, das dort drüben hockte, nahm in seinem Umfang die ganze Breitseite der in Eis nachgebildeten Muschel ein.

Der Drachenkönig war mindestens so groß wie zwanzig seiner Untertanen zusammen. Er war mehr als zwanzig Meter groß und fast ebenso breit.

Wie eine fette, glitschige Qualle hockte er unter dem Muschelhimmel, und sein riesiges Gesicht war zur dämonischen Fratze verzerrt, als man die Opfer brachte.

Ja – es waren Opfer…

In regelmäßigen Abständen am Rand des Sees gab es Mulden, die schräg in das eiskalte Wasser führten, wo die Echsenbestien hausten.

Die muffige, nach Schweiß, Fisch und einem undefinierbaren Stoff riechende Luft enthielt etwas unbeschreiblich Grauenhaftes…

Massige Köpfe tauchten in dem Eis auf, Wasser-Fontänen spritzten in die Höhe, blieben an den über dem Wasser befindlichen Stalaktiten hängen und bildeten dort Sekunden später gefrorene, glasklare Tropfen, die aussahen wie riesige Tränen und mit der Zeit diese Stalaktiten länger werden ließen.

An dem Muschelthron daneben stand neben dem Herrscher eine Peitsche, die maßstabgerecht zu seinem Körper paßte.

Der Griff entsprach nach menschlichem Ermessen dem Umfang eines jungen Baumes, und die Schnur daran war nicht minder dünn.

Mit einer kurzen, ruckartigen Bewegung packte der Drachenkönig die riesige Peitsche und ließ sie durch die Luft schnellen, daß es einen lauten Knall gab, der so heftig war, daß der Klang in den Ohren der beiden Menschen schmerzte.

Das schien das Signal zu sein.

Ohne besondere Vorsicht wurden Janine und Pierre herabgelassen und kamen, durch die Peitschenschnüre umwickelt, auf dem eiskalten Untergrund an.

Da waren andere, die sich nun um die beiden Menschen

kümmerten.

Die grau-weißen Gestalten, die offensichtlich nicht imstande waren, Worte zu formen, sondern sich nur mit niederen Lauten und Gesten verständigten, lösten sich aus dem schattigen Hintergrund und liefen auf sie zu.

Wie Gepäckstücke wurden Janine und Pierre über den Boden geschleift, hinüber zu den Füßen des Herrschers, wo man sie achtlos liegen ließ.

Diese gewaltigen Füße waren so groß, daß sie ohne besondere Anstrengung einen nach dem anderen von ihnen hätten zertreten können wie einen Wurm, der sich am Boden wand.

Fünfzig oder gar sechzig der Bewohner dieser unterirdischen Eishöhlen, kamen nun aus dem Hintergrund, warfen sich auf die Knie, beugten sich mit ausgestreckten Armen nach vorn, berührten mit deren Köpfen die geschliffenen, farbigen Eisquader, die den See umrahmten, und stießen fauchend und dumpf seltsam klingende Laute aus, als würden sie irgend was oder irgendwen beschwören.

Dies war ganz offensichtlich ein religiöses Ritual.

Die Halle war ein Ort, an dem Opfer gebracht wurden.

Der Drachenkönig war ein Monstrum besonderer Art.

Kaum, daß seine Untertanen das Ritual am Rand des Sees beendet hatten, wurden aus dem unüberschaubaren, düsteren Hintergrund der Halle die Opfer herbeigetrieben.

Peitschen knallten durch die Luft, und dann liefen junge Männer und Frauen, die eine weitaus größere Menschenähnlichkeit aufwiesen als die Wesen, die offensichtlich hier das große Sagen hatten, auf den See zu.

Eine andere Möglichkeit gab es für sie nicht.

Von allen Seiten wurden sie wie Herdenvieh zusammengetrieben, und es waren mindestens ebenso viele wie jene, die das Ritual begonnen hatten.

Die wichen zurück, und die anderen kamen wimmernd und schluchzend heran.

Sie waren bis auf wenige Fellstücke, die sie um Lenden oder Brust hängen hatten, nackt.

Junge, athletische Männer, junge, schöne Frauen mit langem Haar, das bis weit zur Hüfte reichte.

Die Opfer waren an den Händen gefesselt und an den Beinen, die ihnen gerade so viel Bewegungsmöglichkeit gaben, um aus eigener Kraft an den Ort ihrer Hinrichtung zu gehen.

Sie wurden aufgefordert, sich in die Mulden zu legen.

Das eisige Wasser aus dem großen Loch inmitten der Eisschicht spülte an die Füße der Gefangenen.

Einer von ihnen setzte alles auf eine Karte.

Blitzschnell stieß er sich ab, schwang herum und hatte im gleichen Augenblick beide Hände frei. Er mußte seine Fesseln schon vorher unbemerkt gelockert haben und ging nun zum Angriff über.

In seiner Hand blitzte etwas auf, das aussah wie ein geschliffenes Messer. Damit machte er sich über den ihm am nächsten stehenden Gegner her.

Mit einem Aufschrei stürzte er sich auf ihn und stach zu.

Doch er kam nicht mal dazu, mit der Spitze seines Dolches die Haut seines verhaßten Feindes zu ritzen.

Der Riese reagierte erstaunlich schnell.

Wie durch Zauberei hielt er abermals seine gewaltige Peitsche in der Hand, die dicke Schnur sauste durch die Luft und traf voll.

Der tapfere Kämpfer, der es gewagt hatte, sich dem Ritual zu widersetzen, ging zu Boden. Für ihn gab es keine Hilfe mehr. Der junge Mensch wurde auf der Stelle erschlagen.

Zwei Untertanen des Drachenkönigs schleiften den Toten weg. Er eignete sich offensichtlich nicht mehr als Opfer.

Halb bewußtlos auf dem Boden liegend wurden Janine Franchise und Pierre Chanel Zeuge der unheimlichen Vorfälle.

Durch den Zwischenfall hatten einige der gefangenen Sklaven, die von diesen primitiven Tiermenschen offensichtlich die intelligentere Spezies war, Mut bekommen und ließen sich von dem plötzlichen Überfall ihres Artgenossen mitreißen.

Sie warfen sich kurzerhand gegen die klobigen Gestalten, obwohl ihr Angriff von vornherein zum Scheitern verurteilt sein mußte.

Sie hatten überhaupt keine Chance, ohne Waffen, dazu noch an Händen und Füßen gefesselt, etwas gegen ihre Peiniger auszurichten.

Sie wurden mit kurzen Hieben zu Boden geprügelt und in die Mulde geschoben.

Dann gab der Drachenkönig mit einem scharfen Zuruf seinen Untertanen zu verstehen, zur Tat zu schreiten.

Diese bestand darin, daß man den unglücklichen Gefangenen einen Stoß versetzte, gegen den sie ebenfalls nichts ausrichten konnten.

Es ging abwärts in das eiskalte Wasser, wo sich innerhalb weniger Sekunden ein ungleicher Kampf auf Leben und Tod abspielte.

Die Echsen machten sich über die Opfer her.

Janine Francoise schloß wie geblendet die Augen, ihr ganzer Körper zitterte nicht nur vor Kälte.

Dann spürte sie die raschen Bewegungen neben sich, und ehe sie sich versah, wurde sie emporgezerrt, blitzschnell ihres pelzgefütterten Anzuges beraubt, und schon schlangen sich um ihre Arme und Beine die lederartigen Schnüre, die sie in ihrer Kraftlosigkeit nicht abstreifen konnte.

»Das war’s, Janine«, bemerkte Pierre Chanel rauh. »Sie brauchen

weitere Opfer… wir kommen ihnen gerade… recht…«

Mit seinen Worten traf er den Nagel auf den Kopf.

Sie wurden auf den Rand des eisigen Sees zugeschubst, wo die unersättlichen Bestien das Wasser peitschten, als befänden sie sich in besonders ausgelassener Stimmung…

*

Im gleichen Augenblick…

Die riesige Stadt tauchte über den weißen, zuckerhutähnlichen Gebilden auf wie ein Schemen, der aus einer fremden Welt hervorpreschte.

Und genauso war es…

Gigantopolis, Apokalyptas Alptraumstadt, rutschte aus einem anderen Zeitraum hinein in jene Minuten, wo es für Janine Francoise und Pierre Chanel um Leben und Tod ging.

Hätte es jetzt in dieser von einem Orkan gepeitschten Einöde einen Beobachter gegeben, er wäre Zeuge geworden des unfaßlichsten Moments seines Lebens.

Gigantopolis schien in dieser Sekunde auseinanderzufallen. Ein starkes, unerklärliches Vibrieren erfaßte die ganze Stadt, und die Türme, Minarette, Säulen und Brücken Verbindungen fielen auseinander, als bestünden sie aus Gummi, der nun durch Hitze aufgeweicht wurde.

Zwei Faktoren trafen in diesem Moment zusammen, die auch Apokalypta nicht berücksichtigen konnte, weil sie zuvor keine Ahnung davon gehabt hatte.

Ungeheure Kräfte prallten aufeinander.

Da war die aus einem unerfindlichen Grund angestiegene Aktivität elektro- und erdmagnetischer Bewegungen in der Zeitatmosphäre, da stieß die Alptraumstadt in ihrer Bewegung zwischen den Dimensionen und Räumen auf einen solchen Gürtel, und alles, was Apokalypta vorgesehen hatte, mißlang.

Ihr Ziel war es gewesen, Hellmark und seine Freunde in das Vergessen zu opfern und vollkommen neu zu beginnen.

Im Prallfeld der Gewalten zerfiel die Stadt in sieben Teile, versackte in verschiedenen Dimensionen, Parallel- oder Zeiträume und riß die mit sich, die Apokalyptas schwarze Ritter getötet und danach zu furchteinflößenden Monstern gemacht hatten.

Die Zellen, die am Leben waren und normal funktionierten, sprachen auf die Kräftefelder anders an.

So kam es, daß Björn Hellmark und alle anderen aus Fleisch und Blut aus dem Gefüge herausgelöst wurden.

Während über den Eistürmen der Himmel seltsam flackerte, als

hätte jemand ein riesiges, gespenstiges Licht entzündet und sich die Schemen von Gigantopolis gummiartig verzogen, wurden die Bewußtlosen in die Stadt des Drachenkönigs geworfen, wo der eisige Sturm über sie hinwegfegte.

War es Zufall oder Schicksal, war einfach nur der Zeitpunkt erreicht, wo die Ohnmacht sowieso gewichen wäre, oder war ganz und gar die scharfe, eisige Luft schuld dran, daß er die Augen aufschlug   und zu sich kam?

Hellmark machte sich darüber keine Gedanken.

Er richtete sich auf. Die eisige Kälte drang wie ein Gift in seinen Körper und lähmte seine Bewegungen. Jeder Atemzug in dieser Kälte wurde zur Qual.

Wo befanden sie sich? Was war geschehen?

Diese beiden Fragen stellten sich ihm zuerst.

Und dann fiel ihm wieder in allen Details ein. Wo waren die anderen? Er war schließlich nicht allein in Apokalyptas Falle gegangen. Was war aus Kaphoon, Rani, Arson, Jim, Pepe und – seiner geliebten Carminia geworden?

Angst stieg in ihm hoch, als er sich aufrichtete, und der heftige Sturm voll sein Gesicht traf.

Im Nu waren seine Haut, seine Augenbrauen, seine Haare von einer krustigen Eisschicht bedeckt.

In unmittelbarer Nähe nahm er ein längliches, von Schnee bedecktes Etwas auf dem Boden liegend wahr.

Ein Mensch… einer aus seiner Begleitung?

Er kroch auf allen Vieren auf die dunkle Gestalt zu, die sich zu regen begann und leise stöhnte, die schmerzhaft und mit einer verkanteten Bewegung nach ihrer Schulter griff, als hätte sie sich verletzt.

Da war Hellmark heran.

»Carminia!« entrann es seinen Lippen. Die Frau dort auf dem Boden war die Brasilianerin, die gemeinsam mit ihm aus Gigantopolis wie eine Aussätzige ausgestoßen worden und hier angekommen war.

Björn umschlang die Frau, die er liebte, die von ihm wissen wollte, was geschehen war und wo sie sich befanden.

»Wenn ich dir das alles erklären könnte, Schoko«, wisperte er kraftlos, »würde ich das gern tun. Dann wären wir alle schlauer. Aber ich weiß genauso wenig wie du. Es muß uns gelungen sein, die sieben Todesboten der Apokalypta auszuschalten, aber dann ist etwas eingetreten, das keiner von uns voraussehen konnte. Ich habe Apokalypta im Verdacht, daß sie uns voll in die Falle rennen ließ…«

Er ahnte nicht, wie nahe seine Vermutungen der Wirklichkeit kamen.

Sie mußten so schnell wie möglich irgendwo einen Unterschlupf

finden, um sich vor diesen unfreundlichen, unwirklichen Wetterbedingungen zu schützen.

Über sich erblickten die beiden Menschen die Reste der zerfließenden Stadt, die sie durch die Zeiten und Räume getragen hatte und die ganz offensichtlich nicht mehr dorthin zurückkehren konnte, von wo aus sie Apokalypta schickte.

Am Himmel verging das Leuchten, als ob ein Feuerwerk verglühen würde. Die langen, schmalen Türme, die Minarette, verschmolzen, versanken in andere Dimensionen, in andere Zeiten, Relikte, die man vielleicht irgendwann mal entdecken, aber dann nie würde erklären können…

Hellmark war Carminia behilflich, hinter einer sanften Bodenwelle Schutz zu suchen. Nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt, richtete sich eine weitere Gestalt auf. An den breiten Schultern und den ganzen Konturen war eindeutig klar, daß es sich nur um Rani Mahay, den Koloß von Bhutan, handeln konnte.

Rani wankte näher. Auch ihm schlugen die Zähne aufeinander.

»Du siehst aus wie ein Schneemann«, konnte sich Hellmark die Bemerkung nicht verkneifen. »Fehlt nur noch, daß jemand dir eine Möhre mitten ins Gesicht steckt…«

Mahay stieß hörbar die Luft durch die Nase. »Ich glaube, du sprichst von dir«, redete er den ebenfalls über und über mit einer dicken, verkrusteten Schneeschicht bedeckten Björn an. »Du hast eine wundervolle Gabe, all das, was dich selbst angeht, anderen zuzuschieben. Die vornehme Art ist es auch nicht. Besser wäre es, du würdest wenigstens erklären, wo wir uns hier befinden. Nach der schönen, warmen Treibhausluft in Gigantopolis kommt mir das hier ein bißchen kalt vor. Wenn das natürlich von Vorteil ist für unser Fortkommen, soll’s mir recht sein… aber wenn wir vom Regen in die Traufe gekommen sind…«

»Genauso sieht’s aus, Tigerbändiger«, knurrte Hellmark. »Der plötzliche Temperatursturz und das Verschwinden von Gigantopolis scheinen nicht von ungefähr zu kommen.«

Sie würden sich hier über kurz oder lang den Tod holen, wenn ihr Aufenthalt länger währte.

Fast gleichzeitig kamen auch die anderen zu sich.

Eigenartig war, daß sie fast auf Sichtweite zueinander auf der gleichen Stelle ungekommen waren.

Dabei war ihr Aktionsradius innerhalb von Gigantopolis doch ein recht großer gewesen.

Hatte Gigantopolis sich verwandelt?

Die weißen Türme aus blankem Eis mit den zahllosen Fensterlöchern und der schneckenförmig sich nach oben windenden Galerie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bild der

Alptraumstadt.

Auch die zog Björn Hellmark in seine Überlegungen ein.

Gemeinsam kümmerten sie sich um Arson, Pepe, Jim und Kaphoon, die sich vom Boden erhoben und ebenso überrascht und irritiert von ihrer neuen Umgebung waren.

Hatte dies etwa mit dem Auslöschen der schwarzen Ritter zu tun?

Sie kamen nicht mehr dazu, die Dinge zu erörtern, denn da war die Kälte, die sie nicht lange ertragen konnten, und sie waren gezwungen, so schnell wie möglich einen Unterschlupf zu finden und dann zu sehen, was sie weiter taten, um ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

Geduckt und völlig durchfroren liefen sie auf einen der Türme zu, in der Hoffnung, sich dort zu verstecken.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Wie aus dem Nichts heraus tauchten plötzlich die Fremden auf.

Es waren Hunderte oder gar Tausende. Jedenfalls zuviele, als daß man sie hätte zahlen können.

Die Gestalten waren nur wenig größer als sie, die Menschen, hatten zwei Beine, Arme und einen Kopf wie Menschen, gingen aufrecht, aber es war auch auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie keine Kleidung trugen, sondern ein Fell, wie es Tieren eigen war.

In den Straßen ringsum tauchten plötzlich riesige Echsen auf, die sich schwerfällig wie Panzer auf die unerwarteten Eindringlinge in das Eissturmland des Drachenkönigs zuwälzten.

Swap… swap… swap…, machte es.

Es knallte hell, als die gedrehten Lederschnüre der Peitschen durch die vor Kälte klirrende Luft geworfen wurden und mit traumhafter Sicherheit ihr Ziel fanden.

Die Männer setzten sich noch zur Wehr, und auch Carminia Brado zückte das Schwert, das sie an ihrer Seite trug, um gegen die zu kämpfen, die sich da auf sie stürzten.

Doch es ging alles zu schnell, um die Gefahr abzuwehren.

Jim und Pepe wurden durch die Luft gezogen und waren von dem sich ringelnden Leder vollkommen umwickelt, so daß sie keinen Finger mehr rühren konnten.

Nicht anders erging es Kaphoon, Arson, Rani Mahay, Björn Hellmark und Carminia.

Sie wurden förmlich überrumpelt.

Die eisige Kälte fügte ihren Teil dazu bei, ihre Abwehrbereitschaft im wahrsten Sinne des Wortes einzufrieren. Ihre Bewegungen erfolgten wie gelähmt, und ehe sie die Schwerter durch die Luft schwangen, waren sie schon mit ihnen von den Lederschnüren umhüllt.

Die Untertanen und Krieger des Drachenkönigs machten sich nicht die Mühe, ihre Gefangenen emporzuziehen auf die Drachen, sondern

schleiften ihre Opfer einfach über den kalten, rauhen Boden.

Halb bewußtlos vor Kälte und Schmerzen gelangten Björn Hellmark und seine Begleiter auf diese Weise in die Halle des Drachenkönigs, wo sie gefesselt zu Füßen des riesigen, qualligen Herrschers gelegt wurden.

Es war so, wie Rani empfunden hatte.

Sie waren vom Regen in die Traufe geraten…

Hellmark kämpfte gegen die tödliche Schwäche an, die seinen Körper erfaßt hatte.

Er durfte nicht ohnmächtig werden!

Er mobilisierte seinen ganzen Willen, um dies zu schaffen.

Aus halb geöffneten Augen blickte er über den Rand des Sees hinweg, der im Leben dieser primitiven Geschöpfe, die offensichtlich auf einer Stufe vom Tier zum Menschen standen, eine große Rolle spielte.

Darin befanden sich riesige Echsen, die hier wie Haustiere gehalten wurden und zentrale Bedeutung in der Naturreligion dieses Volkes hatten.

Zwei Menschen lagen in den ausgehöhlten Schalen, die wie eine Rutschbahn in das runde Becken führten und warteten auf ihre Hinrichtung.

Es waren zwei – Menschen…

Eine junge Frau, dunkelhaarig, ein Mann, ebenfalls von dunkler Haarfarbe.

Die Primitiven aus der Eiswelt standen in ihrer Nähe, und aus ihrer Haltung war zu erkennen, daß sie nur auf einen Zuruf ihres Herrschers warteten, um die beiden Opfer in das Wasser zu den Bestien zu stoßen.

Alles in Björn spannte sich.

Da war die Stimme in ihm. Vertraut und ruhig im Tonfall meldete sich sein alter Freund – Al Nafuur, der Zauberpriester aus der Weißen Kaste des Landes Xantilon…

*

»Manchmal ist's schwer bis zu dir durchzukommen«, hörte er die Stimme in sich. »In der letzten Zeit war's ja ganz unmöglich. Du treibst dich in Ecken und Winkern herum, wo es einem Menschen unmöglich wird, dich noch aufzuspüren…«

Björn Hellmarks Herz schlug einige Schläge schneller. »Al Nafuur«, dachte er. »Was einem Menschen unmöglich ist – sollte es nicht für dich sein. Wenn du willst, kannst du mich doch überall aufspüren…«

»Leider ist das nicht so einfach, wie du weißt. Immer wieder gibt es Situationen, die unsere Kontaktaufnahme verhindern. Jetzt habe ich

dich gefunden – Und, wie mir scheint, gerade zur rechten Zeit… Hör' mir gut zu, alter Freund!«

Björn atmete tief und ruhig. Es schien, als würde ihn die Stimme seines Geistfreundes Al Nafuur mit neuen Kräften versehen.

»Es gibt eine Möglichkeit, die Sache schnell hinter sich zu bringen. Doch du darfst nicht zögern. In wenigen Minuten wird sich das Feld abbauen, in das ihr geraten seid…«

»Was für ein Feld, Al?«

Niemand der Umliegenden oder Umstehenden merkte etwas von dem lautlosen Zwiegespräch, das sich in Hellmarks Kopf mit seinem unsichtbaren Gesprächspartner abspielte.

»Eine seltene Konstellation im Zusammenwirken zwischen elektro- und erdmagnetische Wellen in einer Stärke, wie sie zu Anbeginn der Zeiten auf der Erde fast als normal bezeichnet werden konnte. Im Lauf von Jahrhunderttausenden, Jahrmillionen, haben sich diese Felder abgebaut. In den entferntesten Ecken des Erdballs jedoch kommt es immer wieder ohne einen ersichtlichen Grund auf ganz natürliche Weise dazu, daß sich jene Kräfte neu aufbauen, und damit werden die Wände zwischen den Zeiten und Dimensionen durchlässig wie eine Nebelwand.

Ihr seid im Eissturmland des Drachenkönigs angekommen.«

»Wer ist der Drachenkönig?«

»Der Gigant auf dem Thron. Er ist ein Koloß wie die Drachenechsen, die in dem eisigen Meer der Vorzeit unter den mächtigen Eiskontinenten leben. Sein Hirn ist nicht größer als das eines solchen Reptils. Und wie ein Reptil denkt er. Für den Menschen, wie ihr geworden seid und woraus auch wir gekommen sind, geht die Evolution auf den Affen zurück. Für den Drachenkönig und seine Untertanen auf das Leben der Reptile in den eisigen Meeren dieser Region.

Vor Jahrmillionen haben sie angefangen, ihre Form zu verändern, sich dem Land anzupassen, mit ihren Gliedmaßen und Körperformen gewissermaßen menschenähnlich zu werden. Doch ihr Reptilhirn ist nach wie vor ausschlaggebend für das, was sie tun. Ihr seid Jahrhunderttausende vor eurer Zeitrechnung in der Vergangenheit der Erde angekommen. Zur gleichen Zeit gibt es auch schon Leben auf anderen Kontinenten, das sich in anderer Form entwickelt. Die Natur ist vielseitig und – experimentierfreudig…

Was euch jetzt begegnet, dagegen werden euch nicht die Augen des Schwarzen Manja beschützen, weil keine dämonischen Aktivitäten vorhanden sind.

Aber die Gefahr, daß sie noch kommen, ist gegeben. Der Drachenkönig und sein Volk experimentieren mit Ritualen. Es gibt ein zweites Volk, das in der Tiefe des Meeres geschaffen wurde und wie

diese an die Oberfläche drängen. Doch die Halbtierischen nützen jede Gelegenheit, um die Andersgearteten zu fangen und den Meeresbestien, den Drachen, die du in dem gewaltigen See siehst, zum Fraß vorzuwerfen.

Für sie ist das ganze Spiel und – Ritual. Sie opfern einer Gottheit, um sie günstig zu stimmen. Doch sie können dieser Gottheit nicht mal einen Namen geben…

Und nun handle…«

»Das ist leichter gesagt als getan, Al.« Björn Hellmark richtete unwillkürlich den Kopf ein wenig in die Höhe und spürte die Schwäche, der er einfach nicht Herr werden konnte. Er fühlte sich bald selbst wie ein Eisblock, der langsam mit dem eisigen Untergrund eins wurde… »Meine Glieder sind steif wie Stecken.«

»Wenn du noch länger wartest, wird’s noch schlimmer. Und eben diese Zeit steht euch nicht mehr zur Verfügung. Ihr müßt die natürliche Rückführung nutzen, soll diese Welt, diese Zeit, nicht zu eurem Grab werden… Haltet den Drachenkönig und die Untertanen auf und verhelfe den anderen und damit dir zur Flucht. Lauf hinaus in die Bucht, wo das Wrack liegt, und sich in diesen Minuten das elektro- und erdmagnetische Feld neu aufbaut. Was dort an jenem Punkt von Zeit zu Zeit, ohne einen Rhythmus einzuhalten, auf natürliche Weise geschieht, wird künstlich bewirkt durch die Spiegel, die du inzwischen in deinem Leben kennengelernt hast und die es dir ermöglichten, die Barrieren zwischen den Dimensionen und Zeiten einfach zu überspringen… Das magnetische Zeitfeld wird kurze Zeit wirken und dorthin zurückkehren, woher es gekommen ist. Dies ist eure Chance. – Die einzige, Björn! – Die es gibt, von hier wieder zu verschwinden, ehe der Kälte- und Opfertod euch ereilt!«

Eine deutlichere Warnung konnte niemand aussprechen.

»Du darfst nicht schwach werden… nicht einschlafen…«, ermahnte die klare, deutliche Stimme in seinem Bewußtsein ihn ständig. »Reiß’ dich zusammen… nur dieses eine Mal noch… Du hast es in deiner Hand… du kannst es schaffen! Denk’ an das Leben derer, die mit dir vereint sind!«

Es war wie eine Explosion in ihm.

Leben – oder sterben… eine andere Wahl gab es jetzt nicht mehr.

Mit enormer Willenskraft aktivierte er Macabros und ließ seinen Zweitkörper entstehen.

Der Drachenkönig und seine pelzigen Untertanen konnten eine solche Situation nicht einkalkulieren. Macabros handelte blitzschnell. Ehe die Feinde auf seine Aktivitäten aufmerksam wurden, hatte er Jim, Pepe, Arson und Carminia von den Fesseln befreit.

»Lauft! Lauft so schnell ihr könnt und ehe die Kälte euch jede Bewegung unmöglich macht! Lauft aus der Stadt, hinüber zu dem

Wrack, das wir bei unserer Ankunft gesehen haben. Keine weiteren Fragen…«

Die Hauptarbeit lag in seinen Händen.

Arson, der sich bemühte, ihm beizustehen, brauchte viel zu lange mit seinen klammen Fingern, um die Lederschnur von Kaphoons Körper zu wickeln.

Bei Macabros ging es blitzschnell.

Gerade in dieser Situation zeigte sich, was für einen Vorteil sein Ätherkörper bewirkte.

Peitschen wirbelten durch die Luft und versuchten, seiner habhaft zu werden und gleichzeitig auch die Fliehenden festzuhalten, die so schnell es ihnen mit ihren klammen Gliedern möglich war, die Halle des Drachenkönigs verlassen wollten.

Es schien, als wäre Macabros in diesen Sekunden überall.

Hier löste er sich auf… dort erschien er wieder… die klatschenden und sich ringelnden Lederschnüre konnten ihn jedoch nicht fassen.

Macabros handelte mit der Präzision und der Schnelligkeit einer Maschine.

Mit mehreren Faustschlägen und Fußtritten beförderte er einige der pelzigen Einwohner dieser Eisstadt zurück und schleuderte sie über sich oder auf anrennende Gruppen zu, die beim Aufprall eines Körpers ihres Artgenossen zu Boden gingen.

Bei dieser Gelegenheit fielen viele in den eisigen See, und die Reptilien machten keinen Unterschied zwischen ihnen und den auserwählten Opfern, sondern schnappten einfach zu.

In der Halle des Drachenkönigs wurde es chaotisch.

Alles schrie und lief durcheinander.

Der Drachenkönig selbst griff ein. Er richtete sich zu voller Höhe auf, und seine riesige Peitsche knallte durch die Luft.

Da war Macabros heran – mit dem Schwert des »Toten Gottes«.

Auch Hellmark und Kaphoon, die in der Zwischenzeit keine Fesseln mehr trugen, hatten das gleiche Schwert. Damit versuchten sie die zahllosen Angreifer mit ihren Peitschen zurückzuschlagen, die sich wie ein Bienenschwarm auf sie stürzten.

Deutlich war den beiden Männern Rani und Arson anzumerken, wie schwer es ihnen fiel, diesen Kampf zu führen.

Ihre Bewegungen erfolgten zu langsam, als daß sie Macabros eine große Stütze hätten sein können.

Allein hätten sie es auch schwerlich geschafft. Wenn da nicht noch etwas anderes gewesen wäre.

Mehrere Angreifer wurden förmlich durch, die Luft gewirbelt, obwohl niemand Hand an sie legte.

Es schien, als würden unsichtbare Hände sie an Peitschen und Peitschenschnüren packen, herumschleudern, gegen die Wände und

auf den Boden werfen.

Es herrschte ein regelrechtes Durcheinander.

Al Nafuur griff ein!

Der körperlose Geist aus dem Zwischenbereich der Toten fuhr wie ein Wirbelwind dazwischen.

Er schlug förmliche Lücken in die Masse der Angreifer, die Hellmark und seinen Freunden das Leben zur Qual machten.

Mahay, Kaphoon und Björn kümmerten sich um die Französin und deren Begleiter, die noch immer in den Schalen lagen und langsam in den eiskalten See zu rutschen drohten, ohne die Möglichkeit zu haben, aus eigener Kraft etwas für sich tun zu können.

Die Fesseln hinderten sie daran.

Während der unsichtbare Al Nafuur recht ordentlich für Luft sorgte, konnten die drei Freunde die beiden letzten Überlebenden der »Amundsen« von ihren Fesseln befreien und mit ihnen fliehen.

Es war eine Flucht, die sich nur schleppend vollzog.

Macabros kämpfte wie ein Berserker.

Er selbst konzentrierte sich ganz auf den Drachenkönig, riß mit beiden Händen das Schwert herum und durchschlug die armdicke Peitsche, mit der der Unheimliche glaubte, ihn spalten zu können.

Der Drachenkönig erwies sich als ein hervorragender Kämpfer, der mit dem gewaltigen Stumpf des Peitschengriffs mit Macabros einen Schwertkampf ausführte, der einem Menschen aus Fleisch und Blut das Äußerste abverlangt hätte.

Die Nachfahren ehemaliger Reptilien, von denen sie kaum noch etwas besaßen, waren verwirrt und durch die Gunst des Augenblicks für ihre Gefangenen und das Eingreifen eines Geistes sowie eines Körpers, dessen sie nicht habhaft werden konnten, überrumpelt worden.

Dies kam Hellmark, seinen Begleitern, Janine Francoise und Pierre Chanel zugute.

Der Weg aus der Halle schien überhaupt kein Ende nehmen zu wollen.

Immer wieder stellten sich den Flüchtlingen neu eintreffende Untertanen des Giganten entgegen und verwickelten die vor Kälte Schlotternden in unnötige, kraftraubende Kämpfe.

Al Nafuur war wieder in Hellmarks Gedanken und erklärte ihm, daß das magnetische Feld nun genau die richtige Stärke hätte, um sie alle aufzunehmen und dorthin zurückzutragen, woher sie gekommen waren.

Die Menschen holten aus ihren ausgemergelten, durchkühlten Körpern heraus, was sie konnten.

Macabros tat seinerseits, was er vermochte, um weiter nachdrängende Kämpfer in Schach zu halten.

Da erreichten Jim und Pepe zuerst den Ausgang, und sofort machte sich der eisige, schneedurchsetzte Wind bemerkbar, der in ihr Gesicht klatschte, ihnen die Sicht und den Atem nahm.

Sie setzten müde einen Schritt vor den anderen und wären am liebsten zu Boden gesunken, nur von dem Wunsch beseelt, endlich zu ruhen, tief zu schlafen und die ganzen Belastungen und Strapazen hinter sich zu haben…

Da tauchten zwischen den Eistürmen die ersten Riesenechsen auf.

»Lauft! Lauft, so schnell ihr könnt!« rief jemand.

Der Wind riß die Worte mit sich, trug sie an ihnen vorbei, und die lauten Zurufe sanken herab zu einem heiseren, gequälten Flüstern.

»Du mußt ihnen zu Hilfe kommen, Björn«, meldete sich Al Nafuurs Stimme wieder im Bewußtsein Hellmarks.

Aber damit meinte der Zauberpriester der Weißen Kaste nicht Björn, sondern Macabros.

»Sei unbesorgt! Hier drin sorge ich für Ordnung. Darauf kannst du dich verlassen«, sprach Al Nafuur telepathisch weiter. Der Klang seiner Stimme in Björn Hellmark wirkte beinahe heiter. Es schien, als bereite dem unsichtbaren Geistfreund das, was er hier eingeleitet hatte und für seine Freunde tun konnte, einen Heidenspaß…

Der Koloß unter dem Muschenhimmel breitete die Arme aus und schlug sie gegen seine Brust wie ein Gorilla. Er dehnte und reckte sich, als wolle er damit seinen massigen Umfang nur noch stärker unter Beweis stellen.

Der Gigant reichte bis unter die Decke der riesigen Halle, und Macabros war gegen ihn ein Zwerg, den der Drachenkönig mit einem einzigen Handstreich hätte davonfegen können.

Das versuchte er auch.

Er riß den baumstarken Knüppel, den er in der Hand hielt, herum und schlug damit nach Macabros wie ein Golfspieler nach dem Ball.

Die Wucht, mit der dieser Schlag ausgeführt wurde, hätte einen Menschen auf der Stelle zerschmettert.

Doch Macabros – war nicht mehr da.

Hellmark ließ seinen Zweitkörper mit dem Schwert durch einen telekinetischen Gedanken außerhalb der Halle entstehen, wo er jetzt in diesen Sekunden nötiger gebraucht wurde.

Die Echsen kamen!

Während Hellmark und seine -Begleiter nach vorn stolperten, gegen Schwäche, Kälte und orkanartigen Wind ankämpften, war es Macabros, der jetzt allein das Unheil noch bannen konnte.

Mit dem Schwert des »Toten Gottes« tötete Hellmarks Doppelkörper den ersten Drachen, der den Fliehenden bedrohlich nahe kam und schon die klauenartige Franke hob, um mehrere auf einmal zu zerschmettern.

Der blitzende Strahl bohrte sich unterhalb des hornartigen Rings rund um seinen Nacken in die Brust direkt in das Herz des Ungetüms und fällte es wie einen Baum.

Ein urwelthaftes Kreischen mischte sich in das Tosen des Sturms. Der Koloß brach zusammen, und der Boden dröhnte unter seinem Gewicht.

Noch rund hundert Meter bis zu der Stelle, wo das Wrack der »Amundsen« lag!

Hundert Meter – die zur Endlosigkeit wurden…

Da war es deutlich zu sehen – das unruhige Flackern, das unmittelbar über dem Wrack in der Luft lag, sich verstärkte und sich herabsenkte bis auf den Boden.

Jedermann wußte, daß es das Ziel war. Das Flackern kündigte das Magnetfeld an.

Pepe, Jim, der Guuf, und Carminia erreichten es als erste.

Sie tauchten darin ein wie in einen Nebelvorhang.

Und dann entschwanden sie den Augen der anderen.

Da stürzte Björn zu Boden.

Mahay und Kaphoon taumelten auf den Nebelvorhang zu, hielten die Französin und deren Begleiter, weil die aus eigener Kraft nicht mehr imstande waren, sich noch auf den Beinen zu halten, und wurden von den Ausläufern des flackernden Feldes ebenfalls erfaßt.

Arson war es, der Hellmark zu Boden gehen sah.

Das alles war zuviel für den Deutschen. Mit voller Kraft hielt er seinen Zweitkörper aufrecht, um mit ihm massiv das Geschehen zu beeinflussen; gleichzeitig mußte er genügend Reserven für seinen eigenen Körper aufbringen, um den zu der Stelle zu schleppen, wo Rettung winkte…

Arson drehte sich ganz langsam um. Zu einer schnellen Bewegung war er nicht fähig.

Er sah, daß Macabros kurz hintereinander zwei weitere Echsen erlegte.

Von dieser Seite aus drohte ihnen keine Gefahr mehr. Die Gefahr war nun ihre eigene Schwäche, ihr eigenes Versagen.

Arson taumelte drei, vier Schritte zurück, ging in die Knie, griff nach Hellmark, fand jedoch nicht mal mehr die Kraft, den Freund aufzurichten, der schweratmend und erschöpft am Boden lag.

Von den anderen war nichts mehr zu sehen.

»Geh… geh… Arson«, wisperte der blonde Abenteurer. »Du mußt es schaffen… beeil dich, ehe es zu spät ist…«

»Kommt nicht in Frage«, stieß der Mann mit der Silberhaut hervor. »Wenn ich weggehe, dann nur mit dir…«

»Mit mir… schaffst du es nicht… Allein aber… hast du deine… Chance…«

Arson stemmte sich gegen den Mann am Boden und drückte ihn empor. Sein Atem flog, sein Herz schlug wie rasend, und seine starren Gliedmaßen waren vollkommen gefühllos.

Aus den Augenwinkeln nahm Arson wahr, wie das Flackern hinter ihm schwächer wurde.

Das trieb ihn an, nochmal all seine Kraft zusammenzunehmen und zu handeln.

Er riß Hellmark einfach über den Boden. Es war erstaunlich, woher der Mann aus der Zukunft jetzt noch die Kraft nahm, so zu handeln.

Hellmark selbst tat sein Möglichstes, der Schwäche Herr zu werden, die nun auch Macabros zu befallen drohte, weil der Originalkörper ausgelaugt war.

Da stürzte Arson.

Er konnte sich nicht mehr erheben.

Zitternd streckte der Mann mit der Silberhaut seine Rechte nach dem vibrierenden Luftfeld aus, aber er erreichte es nicht mehr. Es fehlten einige Zentimeter. Bedeutsame Zentimeter, die über Leben und Tod entschieden…

*

Tokio…

Die Ginsa!

Joe Brownen stand mitten in der lebenserfüllten Hauptgeschäftsstraße der riesigen Stadt, in der es zuging wie in einem Bienenstock.

Der Reporter stand am Straßenrand und blickte in eine unbestimmbare Ferne, als ein Taxi neben ihm hielt.

»Hallo, Mister?« fragte ein fröhlicher Japaner. »Brauchen Sie ein Taxi? Ich bin gerade frei…«

Brownen nickte schnell. »Ja. Vielen Dank.«

Er setzte sich auf den Rücksitz.

»Wohin darf ich Sie bringen?« Der Fahrer warf einen Blick in den Innenspiegel und musterte seinen Gast.

Brownen nannte ihm die Adresse, die er sich aufgrund des Anrufs eingeprägt hatte, und der Fahrer nickte. »Okay, Mister. Das geht klar. Es liegt ziemlich weit außerhalb. Mit vierzig Minuten Fahrzeit müssen Sie schon rechnen…«

Es stimmte fast auf die Minute genau.

In der angegebenen Straße an der Peripherie Tokios standen nur einige kleine Häuser, die sich von der Dunkelheit kaum abhoben.

Am Ende der Straße ließ Brownen den Fahrer warten. »Ich werde so schnell wie möglich wieder zurück sein.«

Er ließ ihm als Anzahlung einen größeren Betrag zurück, um kein

Mißtrauen zu säen.

Brownen fühlte sich eigenartig ruhig. Er klopfte an die Tür und wartete.

Leise Schritte. Dann wurde geöffnet.

Ein älterer Japaner mit grauem Spitzbart musterte den Mann vor der Tür.

»Ich soll das hier abgeben«, sagte Brownen einfach und reichte dem Alten den Briefumschlag.

Der riß ihn auf, entfaltete den Boden, warf einen Blick darauf, sah Brownen nochmal an und sagte: »Bitte treten Sie näher, Sir. Sie werden schon erwartet.«

Ein zwielichtiger, dumpfer Korridor. Links und rechts verschiebbare Wände, die mit Reispapier bespannt waren.

Ein typisch japanisches Haus.

Der Geruch von würzigem Tee lag in der Luft.

Der alte Mann ging Brownen voran. Der Japaner schob eine Trennwand zur Seite, und sie gelangten in einen freundlich eingerichteten, düsteren Raum, wo der Alte sich bückte und einen kostbaren Teppich zur Seite legte. Im Boden befand sich eine Falltür.

»Bitte folgen Sie mir! Der Gast, den Sie zu sprechen wünschen, muß sich versteckt halten. Noch…«

Der Mann mit dem Spitzbart lächelte rätselhaft.

Eine steile Treppe führte nach unten. Der Alte ging Brownen voran. Der war mißtrauisch und vorsichtig.

Aber seltsamerweise empfand er keine Angst. Zuviel war während der zurückliegenden Stunden passiert, als daß er, was nun noch vor ihm lag, hätte fürchten müssen.

Der Raum, in dem sie ankamen, war völlig finster.

»Bitte verhalten Sie sich ruhig«, hörte er den Alten unmittelbar vor sich sagen. »Er wird gleich kommen…«

Da knallte wie durch Geisterhand bewegt die Falltür über ihm zu.

Im nächsten Moment schoß ein Blitz mitten durch Joe Brownens Hirn.

Der Reporter glaubte, von einem Schwert gespalten zu werden.

Aber so war es nicht. Er lebte. Und doch hatte er das Gefühl, daß er von irgend etwas getrennt war…

Er hatte das Gefühl zu schweben und seinen Körper aus der Vogelperspektive unter sich zusammenbrechen zu sehen.

Joe Brownen erschrak, und nacktes Entsetzen krallte sich in sein Bewußtsein, als er begriff, was sich da ereignete.

Die Finsternis war für seine Augen nicht mehr undurchdringlich. Er hatte gar keine Augen mehr. Er sah etwas mit anderen Sinnen, für die es keine Bezeichnung gab.

Er existierte nur noch als Seele und schwebte über seinem Leib, der

ohne unerfindlichen Grund zusammenbrach. Dann schälte sich aus dem düsteren Raum unter ihm aus der hintersten Ecke eine Gestalt, die langsamen Schrittes auf den reglosen Körper des am Boden liegenden Brownen zukam.

Dieser seelenlose Körper war das Ziel - Molochos'!

Die schwarze Gestalt blieb vor dem entseelten Leib stehen, blickte nach oben, und Brownen meinte gesehen zu werden, obwohl er gleichzeitig spürte, wie er sich immer mehr verflüchtigte wie eine Wolke, in die scharfer Wind blies.

»Ich danke dir für dein Kommen, Joe Brownen! Dich habe ich gewählt, weil ich wußte, daß du bereit warst, dich auch mit Dämonen einzulassen, wenn es darum geht, etwas in Erfahrung zu bringen, wo du sonst nicht die Möglichkeit gehabt hättest, es auf andere Weise zu ergründen… Ich brauche deinen Körper. Bei all den Plänen ist leider etwas schief gegangen. Doch für mich, Molochos, ist nichts unmöglich, wie du weißt. Es gibt einige Verwirrung in dem Reich, aus dem ich komme. Apokalypta strebt nach der Macht, und damit bewegt sie sich in Gefilden, die mir zustehen, dem rechtmäßigen Erben Rha-Ta-N'mys… Das Flugzeug, in dem du nach Tokio kommen solltest, hätte nicht abzustürzen brauchen. Einige Umstände sind eingetreten, die ich nicht verhindern konnte. Aber dich konnte ich nicht zugrunde gehen lassen. Die Zeit, jemand zu finden, der so perfekt für meine Zwecke ist, finde ich nicht so schnell wieder…«

Die kalte, unbarmherzige Stimme empfand Brownens zerfließender Geist als äußerst unangenehm.

Und dann sah er den Körpertausch. Nein, es war das Hineingleiten eines Schattens in seinen toten Leib!

Der erhob sich im gleichen Moment, als Joe Brownens Empfindungen für alle Zeiten erloschen…

Kurze Zeit später verließ Joe Brownen das kleine Haus an der Peripherie in Tokio und ging dem Taxi entgegen, das am Ende der Straße wie verabredet wartete.

Der Chauffeur öffnete höflich die Tür und ließ seinen Gast Platz nehmen.

»Alles okay, Mister?« fragte er lächelnd.

Der Mann, der Joe Brownen und doch nicht Joe Brownen war, nickte freundlich. »Alles okay! Fahren Sie mich bitte in die Stadt zurück! Wenn Sie mir jetzt ein gutes Hotel empfehlen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar…«

»Nichts leichter als das, Mister. Ich kann sogar dafür sorgen, daß Sie die Nacht nicht allein dort verbringen. Haben Sie Interesse an einem hübschen Girl? Absolute Spitzenklasse! Dafür verbürge ich mich.«

»Danke für das Angebot! Vielleicht ein andermal, wenn ich wieder

in Tokio bin. Doch heute nacht steht mir nicht der Sinn danach.«

Molochos in Joe Brownens Körper lehnte sich zurück. Er fühlte im Jackett seines Opfers die gefüllte Brieftasche, in der sich auch die Ausweispapiere befanden.

Er mußte daran denken, daß durch den Unfall mit dem Jumbo-Jet einiges in Bewegung geraten war, das Schwierigkeiten bereiten konnte. Die Maschine war überfällig und würde von irdischen Suchtruppen nie gefunden werden, weil sie durch das elektro-erdmagnetische Feld in eine andere Zeit gestoßen und praktisch durch das Kreuzen der Magnetbahn von Apokalyptas Alptraumstadt zerbrochen war.

Alle Passagiere würden für alle Zeit unauffindbar bleiben.

Bis auf Joe Brownen, der in seinen Heimatort zurückkehren würde…

*

Ein letzter, entscheidender Gedanke warf Macabros vorwärts.

Noch ehe Hellmark vor Schwäche aufgab, mußte es ihm gelingen, ihn und Arson in das Feld zu ziehen, das den Transport in ihre Zeit ermöglichte.

Macabros war nur noch ein Schemen, als er eingriff.

Er riß seinen Originalkörper und den Mann mit der Silberhaut in das neblige Gebilde, das in den Vibrationen leiser geworden war.

Im nächsten Moment veränderte sich Björns und Arsons Umgebung.

Sie selbst schienen beide weiterhin bewegungslos auf dem Boden zu liegen, aber der gab plötzlich nach, war nicht mehr strukturiert, sondern nur noch weiche, zerfließende Masse.

Genau auf diese Weise war Jean Lucanne vor mehreren Stunden verschwunden, kurz nachdem Janine und Pierre ihn entdeckt hatten.

Den Übergang in die Zeit der Gegenwart, wo das elektro-erdmagnetische Feld sich gebildet hatte, wurde keinem von ihnen so recht bewußt.

Es war wie ein Hineingleiten in den Schlaf.

Als Hellmark endlich die Augen aufschlug, fühlte er noch immer Kälte, und die weiße Landschaft rund um ihn war geblieben.

Aber die zuckerhutähnlichen Säulen mit den Fensterlöchern und schneckenförmigen Galerien existierten nicht mehr.

Riesige Eisberge reichten bis zum Horizont. Das Wrack der »Amundsen« lag noch immer da, wo er es zum ersten Mal gesehen hatte.

Der Raum war geblieben – doch die Zeit hatte sich verändert.

Hellmark ließ sofort Macabros entstehen.

Mit ihm machte er einen Sprung auf Marlos, die unsichtbare Insel, die zwischen Hawaii und den Galapagosinseln lag.

Es klappte!

Er war wieder in seiner Zeit und mit ihm die Freunde, die er einen nach dem anderen auf die Insel schaffte, sie wegbrachte aus dem ewigen Eis, das für sie zum Grab geworden wäre.

Denn es gab niemand, der sie aus dieser Situation hätte retten können. Ehe Suchtrupps kämen, würde es zu spät sein.

Zuerst trafen Pepe und Carminia ein, dann Jim, Arson, Rani Mahay und zuletzt Janine Francoise und Pierre Chanel.

Und Kaphoon?

Macabros machte sich auf die Suche nach ihm. Doch es war vergebens.

»Er, Björn, ist in seine Zeit zurückgekehrt. In hundert oder zweihundert, vielleicht auch in fünfzig Jahren oder in tausend Jahren – wer weiß das zu sagen«, meldete sich ein letztes Mal die Stimme seines Geistfreundes Al Nafuur in ihm, »wird eine ähnliche Konstellation der Wellen wieder auftreten, und wenn dann Menschen sich gerade an einer solchen Stelle aufhalten, kann es zu einem ähnlichen Vorfall kommen. Wenn du Kaphoon treffen willst, brauchst du nur bis dahin zu warten…«

Leises Lachen folgte den Worten, und dann verstummte Al Nafuur. Er hatte sich ganz in seine Dimension wieder zurückgezogen.

Noch in der gleichen Stunde schaffte Björn Hellmark mit seinem Zweitkörper Macabros Janine Francoise und Pierre Chanel von Marlos aus nach Paris in ihn Wohnungen.

Für die beiden letzten überlebenden Teilnehmer an der privaten Expedition würde das Leben auch nicht mehr so sein wie zu Beginn der Reise.

Sie hatten eine andere Zeit kennengelernt, in die ein unglaubliches Schicksal sie verschlug. Viele Fragen waren auf sie eingestürmt, die ihr Denken und ihre Vorstellungen veränderten.

Viele Fragen waren ihnen beantwortet worden – durch Björn Hellmark alias Macabros, der Mann, der sich vorgenommen hatte, den Kampf gegen die Mächte des Grauens zu führen, die sich geschickt in der Welt tarnten.

Doch daran wollte auch Björn in dieser Stunde nicht denken.

Er war froh, daß das Abenteuer im Eissturmland des Drachenkönigs in einer fernen Zeit der Vergangenheit für ihn und seine Freunde so glimpflich abgelaufen war, und sie alle mit heiler Haut davonkamen.

Wer wußte, was der nächste Tag wieder für ihn brachte…

ENDE